This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

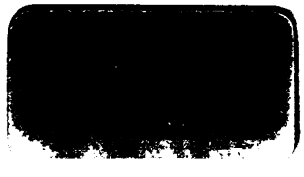
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



NAS

Kastrop

Lin. Clemen,

Phantasien und Märchen.

MAS
Kaiser-

Phantasien und Märchen

von

Gustav Kastropp.

Hannover.
Verlag von Hans Wasserkampf & Comp., Commandit-Gesellschaft.
1891.

EM13

STATE OF NEW YORK
LIBRARY
1059008
L

Fräulein Irmgard Egestorff

freundlichst zugeeignet

vom Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Der Stein der Weisen	1
Die Rose	15
Der Talisman	19
Der Fisch	31
Indra	35
Das lustige und das traurige Stück	43
Stille Liebe	49
Wie sich die Sonne rückwärts bewegte	53
Das lebende Bild	61
Die Elfe	77
Der weiße Rabe	85
Der Blick der Liebe	93
Das goldene Gewand	101
Der Tanzbär	107
Der Thränenbaum	117
Nikanor	123
Ein Schiedsspruch	129
Der Weg des Glücks	143
König Jothams Diener	149
Riesenmärchen	155
Schäferidyll	171
Geburtstagsgeschenke	177
Achmeds Wette	181
Delphische Sprüche	207
Die Wünschelrute	213
Sein Lied	221

Druckfehler.

Seite	29,	Zeile	3	von	unten	statt	hätte — hatte.
„	57,	„	14	„	oben	„	ausſpielen — aus ſpielen.
„	64,	„	7	„	„	„	plain air — plein air.
„	69,	„	10	„	„	„	wer — wo.
„	95,	„	6	„	„	„	Blephegoc — Blephegor.
„	95,	„	14	„	„	„	Thaldäa — Chaldäa.
„	110,	„	2	„	unten	„	ihn — ihm.

Druck von Hans Waſſerkampf & Comp., Commandit-Geſellſchaft.

Der Stein der Weiſen.

Es lebte einmal ein Alchimist, der war alt und grau geworden, ehe er das Geheimnis fand, weshalb seither der Stein der Weisen noch nicht gefunden sei.

Nachdem er das durch zahllose Versuche und Studien endlich herausbekommen hatte, fing er an, den rechten Weg aufzusuchen, um ihn endlich zu entdecken, denn, so dachte er, es würden nicht so viele darnach gesucht haben, wenn er nicht aufzufinden wäre.

Also ging er fast die ganze Zeit seines Lebens nicht aus dem Laboratorium heraus, und endlich kam er nach unsäglicher Arbeit und anhaltender Mühe der Sache auch richtig auf die Spur.

Alle Vorarbeiten waren beendet, alle Berechnungen und Forschungen abgeschlossen, er hätte jetzt ohne Weiteres den Stein der Weisen herstellen können, wenn nicht etwas dazwischen gekommen wäre, was ihm einen dicken Strich durch die Rechnung machte.

Es kam nämlich mit ihm zum Sterben.

Als er nun krank und matt in seinem Lehnsessel saß und den Tod erwartete, rief er seinen Sohn herbei und sprach:

„Lieber Fritz, Du haſt mir treulich bei meinen Arbeiten geholfen. Es iſt Dir bekannt, daß es mir gelang, die Methode zu entdecken, durch die ohne jeden Zweifel der Stein der Weiſen gewonnen werden muß!

„In jenem Folianten dort findeſt Du alles aufgezeichnet; es iſt das Reſultat der Mühe und Arbeit meines ganzen Lebens.

„Wäre es mir vergönnt, nur noch wenige Monate zu leben, das Arcanum wäre gewonnen und hätte mich durch ſeine Kraft wieder jung, geſund und obendrein reich und berühmt gemacht.

„Es ſchmerzt mich ſehr, daß ich abberufen werde, bevor das Ziel erreicht iſt, das ich unabläſſig erſtrebte! —

„Nur ein Umſtand tröſtet mich dabei: daß ich es Dir als Erbteil hinterlaſſe, denn es iſt Dir ja zur Genüge bekannt, daß mein Beſtreben, höheren Reichtum zu erlangen, mein ganzes, ſchönes Vermögen durch den Rauchfang gejagt hat.

„Es iſt ſchwer und koſtſpielig, den roten Leuen, das Gold, zu fangen, aber den Stein der Weiſen zu finden iſt weit ſchwerer.

„Ich ſterbe indes mit der ſicheren Erwartung, daß es Dir gelingen wird.

„Eins aber wiſſe zuvor: dieſer koſtbare Stein kann nur durch eine Jungfrau gehoben werden, die noch nie von Liebe berührt wurde.

„Siehe Du nun zu, wie Du eine ſolche erlangſt!

„Es iſt das nicht ſo leicht, wie es ſcheint, denn die Demoiſelles ſind in dieſem Punkte ſelten aufrichtig.

„Da habe ich denn eine magiſche Brille angefertigt.

„Wenn Du ein Mädchen durch dieſelbe anſiehſt, ſo erſcheint ſie blendend weiß, ſolange ſie die Liebe noch gar nicht kennt, aber je mehr ſie davon weiß, um ſo dunkler erſcheint ſie.“

Als der gute Alte das gesagt hatte, verschlimmerte sich sein Zustand zusehends.

Noch am Abend dieses Tages streckte er sich aus, verließ das Feld seiner Bemühungen und Hoffnungen und schwebte jenen Regionen zu, in denen er hoffentlich alle die Glückseligkeit fand, von der er erwartet hatte, daß der Stein der Weisen sie ihm verschaffen werde.

Der Sohn war ganz untröstlich.

Er sorgte dafür, daß sein Vater ein feierliches Begräbnis und einen schönen Leichenstein auf sein Grab erhielt.

Auf diesen Stein ließ er durch einen Bildhauer den Genius der Hoffnung einmeißeln mit einem goldenen Stern über dem Haupte.

Als sich aber nach Verlauf einiger Zeit die Trauer so weit gemildert hatte, daß er wieder an irdische Angelegenheiten denken konnte, begann er, das Werk fortzusetzen, das seinem Vater so viel Mühe und Geld gekostet hatte.

Tag für Tag schloß er sich in sein Laboratorium ein, studierte in dem Buche, sublimierte, destillierte, filtrierte und arbeitete unablässig, bis es nahezu so weit war, daß der köstliche Stein der Weisen gehoben werden konnte.

Da überlegte er sich denn, es sei nun wohl an der Zeit, daß er sich nach einer Jungfrau umsähe, die noch nie geliebt habe.

Er zog also seinen Bratenrock an, stülpte den Dreimaster auf den Kopf, steckte die magische Brille in die Westentasche, und weil es gerade Kirchweihsonntag war, schlenderte er nach dem Tanzplatz, um dort unter den Schönen Umschau zu halten.

Klarinetten, Trompeten und Geigen tönten ihm jubelnd entgegen, und der dicke Brummbaß krächzte den Takt dazu.

Es war ein überaus lustiges Treiben, und beinahe kam ihn selbst eine Lust an, auch einmal fröhlich mit den Fröhlichen zu sein, aber er hatte sein ganzes Leben hindurch studiert und konnte eher die schwierigsten Stellen des Bombastus Theophrastus auslegen, als nach dem Takte der Musik ein Menuett oder eine Gavotte tanzen.

Aber das war ja auch gar nicht seine Absicht gewesen.

Er zog die Zauberbrille aus der Westentasche, hielt sie sich vor die Augen und musterte eins der blühenden jungen Mädchen nach dem andern.

Aber wie erschrak er! —

Die einen erschienen mausegrau, andere wenige hübsch perlgrau, viele dunkelgrau wie Wetterwolken und endlich manche kohlpechrabenschwarz.

Nicht eine einzige fand sich darunter, welche die Probe bestand und wirklich weiß erschien.

Da sah er wohl ein, daß sich der Gewinnung des Steines der Weisen ein ganz ungeahntes Hindernis entgegen stellte.

Er, in seiner Unschuld, hatte über die Liebe nur so ganz nebenher nachgedacht und es sich nicht träumen lassen, daß ihr Reich ein so ausgebreitetes sei.

Betrübt und sorgenvoll begab er sich wieder auf den Heimweg.

Oft blieb er unterwegs stehen und hielt Selbstgespräche.

„Sollte denn", so fragte er sich, „wirklich dieser fatale Umstand das große Werk vereiteln? — So viel weiß ich: in mich hat sich noch keine verliebt, ich bin ganz unschuldig in dieser Sache!"

Dann, nach einer Weile: „Wer hätte das gedacht! — Ich meinte, es sei sehr schwer, ein Herz zu gewinnen, und nun sind sie alle nicht frei! —

„Da muß es doch im Leben anders zugehen, als ich vermutete! Ich muß bald dahinter kommen, denn ganz leer will ich nicht dabei ausgehen!“

Es begegnete ihm ein Trupp junger, hübscher Mädchen, die nach dem Festplatz hinwanderten.

Die lächelten ihn freundlich an.

Eilig holte er die Brille hervor, um sie zu betrachten.

Alle waren mehr oder weniger grau.

„Und“, dachte er, „sie haben mich doch angelächelt, als ob sie nie vorher an einen Andern gedacht hätten! —

„Ich sehe zweierlei:

„Erstens ist die Falschheit der Weiber größer, als ich mir träumen ließ, und zweitens bin ich in solchen Angelegenheiten wie ein Kind.“

Er stand noch da, hielt die Brille in der Hand und schaute den Mädchen nach.

Da ward eine Sänfte von vier Trägern daher getragen.

In der saß steif und kühl das Burgfräulein, der das Schloß und fast die ganze Umgegend gehörte.

Die war Waise und eine reiche Erbin.

Da dachte er: „I — die kannst du dir zum Spaß doch auch einmal betrachten, hilft es nichts, so schadet es doch auch nichts!“

Sein Zutrauen war sehr gering, aber als er sie durch die Brille betrachtete, fing sein Herz an, heftiger zu schlagen, denn das schöne Burgfräulein erschien blendend weiß und hell wie die Sonne.

Er hätte sie gern sofort angeredet, aber schon waren die Träger mit der Sänfte vorübergetrottet und liefen auf das Schloß zu.

„Endlich!“ rief er freudig aus, „endlich ein Weib ohne Liebe! nun habe ich gewonnenes Spiel! Wenn die sich

nicht selbst dagegen wehrt, glücklich zu sein, so bin ich ein gemachter Mann!"

In großer Eile begab er sich nach Hause, zog seines Vaters besten, goldgestickten Galarock an, steckte einen Stoßdegen hinein und putzte sich heraus, so gut er konnte.

Als er sich nun im Spiegel betrachtete, machte er die Wahrnehmung, daß er doch eigentlich ein bildhübscher junger Mann sei, dem es gar nicht fehlen könne, wenn er auch einmal danach strebe, ein Mädchen dunkler zu machen, als sie vorher war.

Im Schlosse angelangt, gab er dem Kammermädchen ein gutes Trinkgeld und ließ sich anmelden.

Die schöne Isolde arbeitete an einer Stickerei, als er eintrat, und sah ihn so von obenher an.

Sie dachte sich, es werde wohl wieder ein Edelmann sein, der um ihre Hand anhalten wolle, denn weil sie sehr schön und außerordentlich reich war, geschah das sehr oft und sie war es ganz gewohnt, von Zeit zu Zeit einige Körbe auszuteilen.

Sie befürchtete nämlich bei einem jeden, er denke, sie um ihres Geldes halber zu heiraten, weil sie jedoch aus purer, reiner Liebe erwählt werden wollte, war sie auf dem besten Wege, eine alte Jungfer zu werden.

Der gute Fritz war anfangs etwas verlegen, denn Isolde sah ihn so kalt, stolz und höhnisch an, daß er fürchtete, sie würde ihn kurzweg hinauskomplimentieren, sobald er nur sein Anliegen vorbringe.

Als er sich ihr mit einigen Komplimenten und Kratzfüßen genähert hatte, fragte ihn Isolde: „Welcher Grund schafft mir die Ehre Ihres Besuches?"

Fritz faßte sich schnell und sagte: „Liebwertes, hochgeborenes, gnädiges Fräulein, es ist nichts Geringes, was

dero Diener zu erlangen hofft! Schwerlich werden Euer Gnaden ahnen, was mich hertreibt, und so bitte ich ganz submissest, es huldvoll aufzunehmen! — Der Stolz, der aus dero schönen Augen hervorleuchtet, macht mich bange um den Erfolg meines Gesuches."

„Seien Sie auf alles gefaßt", sagte Isolde; sie ergriff ihren Fächer und ließ ihn hastig hin und her flattern, „aber sagen Sie es nur gerade heraus, damit ich weiß, was ich Ihnen zu antworten habe."

Fritz zupfte sich verlegen an seiner Brustkrause.

„Durch Zufall ist es mir bekannt geworden," sagte er, „daß Euer Hochgeboren noch ganz unberührt von jeder Art von Amour sind und daß es noch keinem Manne gelang, Ihr sprödes Herz zu bewegen. Aus diesem Grunde bin ich gekommen, in froher Hoffnung, daß —"

Hier unterbrach ihn die schöne Isolde.

„Diese Hoffnung, junger Herr," sagte sie spitz, „hätten Sie getrost daheim lassen sollen, denn es beliebt mir sehr, auch fernerhin ohne jede Amour und Liebe froh, frei und glücklich dahin zu leben! — So! — wenn Sie nach dieser Erklärung noch etwas zu sagen wissen, so bitte ich Sie, getrost fortzufahren."

„Ja!" rief Fritz freudig aus, „denn eben deswegen bin ich ja gekommen! — Ich suche auf das emsigste nach einer reinen Jungfrau, deren Herz noch keine Liebe kennt, denn nur eine solche kann es bewirken, daß das größte Werk gelingt, das jemals geschaffen ist! Ich rechne auf Ihre Hülfe, und es soll Sie glücklich machen und Ihnen Alles verschaffen, was Sie nur wünschen!"

Nach dieser Rede stand Isolde überrascht auf, sah Fritz vom Kopf bis zu Fuß erstaunt an und wußte nicht, was sie davon halten sollte.

Endlich sagte sie: „Da muß ich Sie doch darum bitten, etwas deutlicher zu werden, denn Ihre Worte sind so dunkel und verworren, daß ich mich vergeblich bemühe, einen vernünftigen Sinn heraus zu finden."

Auf ihre Einladung hin setzte sich Fritz nun ihr gegenüber in einen Sessel und begann dem Burgfräulein weitläufig auseinander zu setzen, wie sein Vater durch sein ganzes Leben hindurch nach dem Stein der Weisen geforscht habe, daß ihm jedoch der Tod zuvorgekommen sei und ihm die Aussicht genommen habe, durch die Kraft dieses Steines jung, schön, gesund und reich zu werden.

Nun habe er, sein Sohn Fritz, das Geheimnis ererbt und daran weiter gearbeitet.

Dann erzählte er von der magischen Brille und ihrer seltenen Tugend und wie sie ihm dazu verholfen habe, die angenehme Entdeckung zu machen, daß das Edelfräulein die einzige Jungfrau in der ganzen Umgegend sei, die noch niemals von Liebe berührt wurde.

Da nun der Stein der Weisen nur durch eine solche gehoben werden könne, sei sie von Natur zu diesem großen Werk berufen und er geradezu auf ihre Hülfe angewiesen.

Isolde hörte ihm aufmerksam zu und fragte dann: „Was Sie erzählen, klingt sehr verwunderlich und seltsam, wenn ich aber dächte, Sie erlaubten sich nicht, mir ein Märchen zu erzählen, so wäre ich wohl geneigt, Ihnen meine Hülfe zu leihen, doch möchte ich gern vorher erfahren, welche Eigenschaften eigentlich dieser seltene Stein besitzt!"

„Die herrlichsten der Welt!" antwortete Fritz. „Er glänzt hundertmal schöner als der edelste Diamant, leuchtet bei Nacht wie die Sonne, heilt alle Krankheiten, macht frisch, froh, gesund, jung, reich, glücklich, hält alle bösen Geister fern, zerstört jeden Fluch, zieht segnende, freundliche

Genien herbei, verleiht Genie, Poesie, gewinnt dem Besitzer die Herzen aller, die ihn ansehen, und verschafft sogar die ewige Glückseligkeit!"

„Gut", sagte Isolde, „die Hälfte von allem, was Sie herzählen, würde schon genügen, mich neugierig auf diesen Stein zu machen!

„Ich bin also entschlossen, Ihnen zu dessen Gewinnung behülflich zu sein, behalte mir jedoch vor, daß ich eine Woche in jedem Monat diesen Stein trage, die andere Zeit sollen Sie ihn haben!"

Nachdem Fritz diese bestimmte Forderung bereitwillig gewährt hatte, war das Gespräch beendet. Er wurde in Gnaden entlassen und verließ frohen Herzens das Schloß.

Jetzt war es ihm ganz gleichgültig, ob andere Mädchen in Bezug auf die Liebe grau oder schwarz seien, er hatte ja die Rechte gefunden, die weiß und unschuldig war wie eine Lilie des Feldes.

In sehr gehobener Stimmung schritt er durch die Straßen und träumte davon, welchen Gebrauch er einst von dem kostbaren Stein machen wolle, den die schöne Isolde zu heben berufen war.

Zu Hause angelangt, begann er jedoch sehr unruhig zu werden, und diese Unruhe steigerte sich von Tage zu Tage.

Das hatte zwei Gründe.

Erstens hatte er selbst sich ganz unsinnig in die spröde Isolde verliebt, und zweitens empfand er große Furcht, der heimtückische Gott Amor könne ihr indes nachstellen und ihm so ganz unversehens einen argen Streich spielen.

Gegen diesen Genius begann er heftig zu grollen.

Der hat ja schon so manches spröde Herz ganz unvermutet überfallen, der ist ja so ganz unberechenbar, der hatte ja ihm selbst gezeigt, daß er nicht mit sich spaßen lasse.

Und Fritz sublimierte, destillierte, filtrierte, arbeitete unablässig in seinem Laboratorium und seufzte oft laut dabei auf, wenn er an seine schöne Gehülfin dachte.

Nach einigen Tagen ließ er auf das Schloß hinauf sagen, am Sonntag sei es Zeit, den Stein der Weisen zu heben, und erhielt die Antwort: das Edelfräulein wolle vormittags um elf Uhr pünktlich an Ort und Stelle sein.

Bis dahin zählte er die Stunden, schuf eifrig an seinem Werk weiter und hatte die Genugthuung, daß am Sonntag Vormittage alles fix und fertig vor ihm stand.

Zu der bestimmten Stunde langte die schöne Isolde auch richtig vor dem Hause in ihrer Sänfte an, wurde von Fritz empfangen und alsbald in das Laboratorium geführt.

Sie erstaunte nicht wenig über die Fülle von Retorten, Apparaten, Maschinen und ganz rätselhaften Gegenständen, aber ihr Herz schlug ruhig und war so frei von jeder Liebe wie nur je zuvor.

Fritz war in sehr feierlicher Stimmung.

„Es gilt heute das Glück unseres ganzen Lebens zu begründen!“ sagte er, „es ist eine hohe, verhängnisvolle Stunde! — Gelingt uns das, was wir vorhaben, so macht es uns zu den glücklichsten Menschen der ganzen Erde!“

„Ich denke, es muß gelingen!“ entgegnete Isolde. „Sagen Sie mir nur, was ich zu thun habe!“

„Berühren Sie diese Retorte,“ sagte Fritz, „und warten Sie geduldig ab, bis ein heller Ton daraus hervorklingt. Dann ziehen Sie die Retorte schnell von dem Sandbade fort und zerschlagen sie hier auf dem Tische. Wir haben alsdann das gewünschte Kleinod.

„Indessen bemerke ich, daß es mindestens noch eine halbe Stunde währen kann, bis es so weit ist, und in dieser Zeit dürfen wir kein Wort mit einander reden.“

Isolde stellte sich bereitwillig an den Herd, berührte die Retorte und harrte geduldig der Dinge, die da kommen würden.

Weil ihr dabei nun die Zeit etwas lang wurde, unterhielt sie sich damit, den jungen Alchimisten zu betrachten, und es schien ihr, als sei er hübscher als alle Männer, die ihr seither vorgekommen waren.

Es war ihr gar nicht einmal unlieb, daß er ihr so recht innig in die Augen sah, es deuchte ihr das eine Kurzweil, aber es war doch bei weitem keine Liebe. Der junge Herr mit seiner geheimnisvollen Kunst schien ihr nur ganz besonders interessant.

Urplötzlich verfiel nun der gute Fritz auf den Einfall, er wolle doch zu aller Sicherheit erst noch einmal probieren, ob die schöne Isolde noch so weiß erscheine, als bei der ersten Begegnung.

Er griff also nach der magischen Brille, hielt sie vor die Augen und betrachtete durch sie hindurch seine Gehülfin.

Als Isolde das sah, fiel ihr plötzlich alle das tolle Zeug ein, das er ihr von dieser Brille erzählt hatte, und sie errötete unwillkürlich.

Gleichzeitig huschte etwas Unsichtbares durch das Laboratorium.

Das war aber der Gott Amor.

Schnapp! — hatte er ihr einen Pfeil mitten durch das Herz geschossen und flatterte dann, höhnisch lächelnd, wieder hinaus.

Und wie ein Blitz kam es über das schöne Edelfräulein, daß sie den Alchimisten liebte.

Der sah sie anfangs noch ganz hell leuchten wie die Sonne, dann flog ein Schatten über sie her und ganz schnell ward sie grau und immer grauer.

In demſelben Augenblick kam ein heller Ton aus der Retorte.

Schnell hob Iſolde ſie in die Höhe — aber ach!

Es geſchah ein ſchrecklicher Donnerſchlag, aus der Retorte ſchlug eine hohe blaue Flamme auf — und der Stein der Weiſen war verſchwunden.

„Um Gottes Willen!“ rief Fritz, „es iſt alles verloren!“

„Nein!“ entgegnete Iſolde gelaſſen, „es iſt vielmehr alles gewonnen, denn ich ſah, daß Du mich liebſt, ich liebe Dich — . da mag der Stein der Weiſen ewig unentdeckt bleiben, — aber — ich will Dein Weib ſein!“

Und als er einige Wochen ſpäter mit ihr zur Trauung fuhr, da flüſterte ſie ihm zu:

„Wir ſind jung, geſund, reich, wir lieben uns, — lieber Fritz, ich hoffe, wir haben den echten Stein der Weiſen erlangt und der ſoll uns nie verlodern, wie der andere!“

Die Rose.

In einer ſeligen Maiennacht träumte es einer Roſe, was Liebe ſei.

Da erſchloß ſie ſich und blühte und duftete, und das Sternenlicht zitterte auf ſie hernieder, der ſilberne Mond lächelte ſie an, und die Nachtigall tauchte in ihren Duft hinein und ſchluchzte und weinte ihre lieblichſten Lieder.

Da ging eine Jungfrau durch den Garten, die erſah die Roſe in ihrer ſehnſüchtigen Schönheit und blieb bei ihr ſtehen.

Und als ſie ſo, von Roſenduft, Mondenlicht und Sternenglanz umſponnen, ſinnend die Roſe anſah; als das Lied der Nachtigall ſüßer und inniger wurde: da that ſich ihr Herz auf, und ein Schimmer von Seligkeit fiel hinein.

Die Roſe aber blickte die Jungfrau freundlich an und ſagte: „Wüßteſt du, wie die Liebe iſt, von der ich träume, du könnteſt vor Sehnſucht und Wonne nicht länger leben.“

Ein leiſer Nachtwind wehte weich über die Roſe hin und küßte ſie.

Da fiel eins ihrer zarten Blätter zur Erde.

Die Nachtigall flog herbei und umflatterte ſie. Da ſank ein zweites Blatt nieder.

Die Jungfrau aber ſchrak zuſammen, dann brach ſie die Roſe, ſteckte ſie an ihren Buſen und ſagte: „Wenn du ſterben mußt an der Liebe, ſo ſtirb an meinem Herzen!“

Als ſie nun wieder durch den Garten auf das Haus zuſchritt, fiel ein Roſenblatt nach dem andern herab auf den Kiesweg, und als das letzte niederflatterte, da ſeufzte die Roſe: „Wie ſüß iſt es, zu ſterben an deinem Herzen!“

Und ſie war vergangen.

Der Talisman.

Eines Nachts ſtand Haſſan ben Heri auf dem Dache ſeines Hauſes in Bagdad und ſchaute durch ein hohles Rohr hinauf nach den Sternen.

Aber je länger er darnach blickte, um ſo finſterer ward ſein Angeſicht.

Da breitete er beim Schein einer Laterne ſeine Himmelskarten aus, verglich und berechnete, dann ſah er wieder hinauf, aber die Sterne waren nicht hinweg zu berechnen.

Da ſeufzte er traurig auf, denn die leuchtende Schrift des Himmels verkündete ihm, daß in wenigen Tagen ſein Leben enden ſolle.

Er packte ſeine Pergamente und Apparate zuſammen, nahm die Laterne und ſtieg dann betrübten Herzens hinab in ſeine Studierſtube.

Hier ſtellte er alles auf den Tiſch, begann dann um dieſen herum zu wandern und folgendes Selbſtgeſpräch zu halten:

„Alles Glück kommt von Allah, er ernährt den Regenwurm im Schlamm, er ſorgt für die Löwen in der Wüſte, er leitet die Lichter des Himmels.

„Und nun hat es ihm gefallen, sie so zu führen, daß sie mir anzeigen, ich solle mein großes Werk über das Gebäude des Himmels und die Bewegung der Sterne nicht vollenden.

„Dreißig Jahre lang habe ich daran gerechnet und darüber nachgesonnen, ohne es auch nur zur Hälfte zu vollenden, und nun soll ich in wenigen Tagen meine Arbeit verlassen, um viel zu früh die Ruhe und Wonne des Paradieses zu finden!

„Dabei fällt mir der arme Tropf, der Krämer Jussuf ein.

„Zweihundert Zechinen hat er mir geliehen, weil er hofft, der Kalif — Allah erleuchte ihn — werde mich für dieses mein Werk mit Reichtum überschütten, und von diesen Zechinen ist nicht ein Schatten mehr in meinem Besitz. —

„Nun — dieser Jussuf hat nicht eben die Gabe der Weisheit erlangt, aber er ist sehr reich und doch dabei ein leidlich guter Mensch. Die Sterne haben geredet, Allah will es, und so hoffe ich, es wird ihm gelingen, sich über seinen Verlust zu trösten."

Bei diesen Worten fing Hassan ben Heri an, sich ebenfalls zu trösten, kleidete sich aus und legte sich dann ruhig ins Bett, als hätten ihm die Sterne prophezeit, er würde eine herrliche Nachtruhe haben.

Als der große Gelehrte am andern Morgen aufgestanden war, fiel ihm wieder der Krämer Jussuf ein.

„Ich muß ihn von seinem Mißgeschick unterrichten." dachte Hassan, setzte seinen Turban auf und begab sich über den Marktplatz nach dem Bazar, in dem sich der Laden seines Freundes befand.

Dieser saß zwischen einem Haufen persischer Teppiche und las zu Morgenandacht eine Sure des Korans.

Als der Gelehrte eintrat, legte Juſſuf behutſam den Koran bei Seite und erhob ſich, um ſeinen Gaſt zu begrüßen.

Dieſer reichte ihm die Hand und ſagte: „Möge es Dir gelingen, Allahs Gnade zu erlangen, auf daß Deine Geſchäfte blühen und gedeihen!“

„Sieg ſei dem Propheten,“ entgegnete Juſſuf, „deſſen Angelegenheiten beſſer ſtehen, als die meinen! Denn es iſt, als ob die Leute dächten, meine Teppiche regneten vom Himmel herab! Sie bieten oft nicht halb ſo viel dafür, als ſie mich ſelbſt koſten. — Aber ich bin begierig, zu erfahren, wie ſich der berühmte Haſſan ben Heri befindet.“

Der Gelehrte ließ ſich nun nach Juſſufs Einladung auf ein Polſter nieder und ſagte:

„Wiſſe, mein Freund, daß mein Körper ſich der beſten Geſundheit erfreut, aber dennoch iſt mein Geiſt traurig, denn es ſteht klar in den Sternen des Himmels geſchrieben, daß es Allah gefällt, mich vor dem Wechſel des Mondes von meiner Arbeit abzuberufen, um mir die ewigen und unvergänglichen Freuden des Paradieſes zu ſchenken.“

Da erſchrak der Teppichhändler, denn er dachte an die zweihundert Zechinen, die Haſſan ihm ſchuldete, und es ſchien ihm, als ſeien dieſe ſchon ſo gut wie verloren.

„Das möge der Prophet verhüten!“ rief er aus. „Es mag wohl in der Sternenſchrift ein Schreibfehler untergelaufen ſein. Ich hoffe, Dich noch lange froh und geſund zu ſehen, denn von dem kleinen Darlehen mag ich nicht reden!“

„Eben dieſer Schuld halber komme ich zu Dir,“ ſagte Haſſan, „ich bin nämlich geſonnen, Dir durch ein Teſtament alles zu vermachen, was ich beſitze. — Meine Weisheit nehme ich mit mir ins Paradies, mein großes Werk bleibt unvollendet, aber alles, was ich an Habſeligkeiten beſitze,

ſoll Dein eigen ſein. — Folge mir deshalb zum Kadi, denn ich habe Dich zu meinem alleinigen Erben auserſehen.“

„Ferne ſei mir, daß ich darnach trachte!“ rief Juſſuf, der ſehr wohl wußte, daß der Gelehrte nicht für zehn Zechinen Vermögen beſaß. „Du ſollſt leben! Und wenn es alle Sterne nebſt Mond und Sonne prophezeiten, Du ſollſt Dein Werk zu Ende bringen, und dann — ich weiß es, — dann wirſt Du auch an Deinen getreuen Freund denken und ihm ſein Geld nebſt den Zinſen zurückerſtatten! — Ich will Dir einen Beweis geben, wie ſehr ich Dein Freund bin. — Sieh her! — Ich trage hier ein Amulett, das hat die ſeltene Eigenſchaft, daß der Todesengel den nicht berühren darf, der es trägt, denn es ſind darin drei Haare aus dem Barte des Propheten eingeſchloſſen.

„Wenn Du es annehmen willſt, ſo trage es ſo lange, bis Dein Werk beendet und dem Kalifen überreicht iſt, und ich hoffe, dann wirſt Du es mir nebſt dem Gelde, das ich nicht verachten will, da ich ja Geſchäftsmann bin, getreulich wieder zurückgeben.

„Behalte es alſo bis dahin, und Du wirſt ſehen, Dein Leben iſt geſichert, ob ſich auch Himmel und Erde dagegen verſchworen hätten.“

„Gelobt ſei Allah und Deine Güte!“ rief der Gelehrte freudig aus, „nun bin ich der ſicheren Hoffnung, daß es mir vergönnt ſein mag, noch ſo lange auf der ſchönen Erde zu verweilen, bis ich mein Werk völlig zu Ende gebracht habe; es wird das Paradies meiner geduldig harren, bis ich auf Erden nichts mehr zu ſchaffen habe. — Ich bin nicht ſehr eilig, es zu früh zu erlangen, denn, guter Freund, was bedeutet unſer Leben gegen die Ewigkeit!“

Unter herzlichen Dankesworten band ſich nun Haſſan ben Heri das koſtbare Amulett um den Hals und begab ſich

dann wieder wohlgemut nach Hause, um emsig zu rechnen und das große Werk über Astronomie zu fördern, von dem Jussuf annahm, der Kalif, dem es gewidmet werden sollte, werde dafür seine Schatzkammern öffnen, um den Gelehrten mit Gold zu überschütten.

Indes dieser nun froh und still bei seiner Arbeit saß, lief der Teppichhändler Jussuf in seinem Laden unruhevoll auf und nieder wie ein Parder im Zwinger, denn als Hassan ihn verlassen hatte, war es ihm plötzlich beigefallen, daß er ja seither selbst durch eben diesen Talisman vor dem Geschick bewahrt geblieben sei, das er seinem Freunde zu ersparen hoffte.

„O ich Kind des Unglücks!“ murmelte er vor sich hin, „was soll aus mir werden, wenn es plötzlich den Sternen einfiele, mir auch einen solchen Spruch zu fällen, wie meinem Freunde Hassan!? —

„Gleich einem wehrlosen Lamm würde ich ja allen Gelüsten des Todesengels, — möge er sich nie um mich bekümmern! — preisgegeben sein.

„Was bedeuten diese lumpigen zweihundert Zechinen gegen mein kostbares Leben!

„Und wären es tausendmal zweihundert, ich wollte mir um sie nicht mein behagliches Dasein gefährden lassen, sondern sie lieber für immer entbehren, als meinen Erben vor der Zeit die Freude bereiten, zu früh mein Hab und Gut zu erlangen.

„Ich sehe, Allah hat es mir zuvor bestimmt, ich solle einmal an meiner Dummheit zu Grunde gehen. —

„Aber diesesmal mache ich ihm einen Strich durch die Rechnung, denn meinen Talisman will ich zurückerlangen, es mag kommen wie es will.“

Am folgenden Tage setzte Jussuf diese Betrachtungen fort, bis er es endlich vor Ungeduld nicht mehr aushielt.

Er übertrug dem Verkäufer Omar den Verkauf der Teppiche, wenn auch erst nach einem innern Kampfe, denn die Ehrlichkeit dieses schwarzen Kobolds war ihm aus mehreren Gründen verdächtig.

„Und wenn er mir indessen die halbe Kasse stiehlt," so dachte er bei sich, „ich will nicht darüber murren, wenn ich nur meinen Talisman wieder zurück erhalte!"

Er hüllte sich nun eilig in seinen Kaftan, setzte den Turban auf und begab sich in großer Eile quer über den Marktplatz nach jenem Hause, in dem der Astronom zu ebener Erde eine kleine Kammer gemietet hatte.

Als er in diese eintrat, sagte er: „Möge Dir, lieber Hassan, der Prophet ein Fürsprecher sein! ich komme, um zu fragen, wie Du Dich befindest!"

Der Gelehrte schob die Pergamente bei Seite, erhob sich, um Jussuf zu begrüßen und entgegnete dann:

„Dir und Allah danke ich es mit großer Freude, daß alle meine Befürchtungen sich verloreu haben, denn seitdem ich diesen Talisman trage, bin ich der sicheren Zuversicht, es werde dem Himmel gefallen, mir die Frist zur Vollendung dieses Buches zu gewähren, und ist diese große Arbeit meines Lebens beendet, dann darf sich der Spruch der Sterne erfüllen."

Der Teppichhändler folgte nun der Einladung seines berühmten Freundes, kauerte sich auf ein Polster und kraute nachdenklich in seinem Barte.

Endlich sagte er: „Es ist Dir gewiß bekannt, mein lieber Hassan, daß nicht eine Fliege stirbt, wenn Allah sie behütet."

„Möge sein Wille Dich bewahren! — Du bist ein weiser und gelehrter Mann, Du führst einen heiligen Lebenswandel, da wird er Deiner nicht vergessen.

„Aber überlege dagegen, wie es um mich steht!

„Ich, der Krämer Jussuf, den die Last seiner Sünden drückt, ich befürchte, man wird im Himmel keine großen Umstände mit mir machen.

„Viel zu spät bin ich auf den Gedanken verfallen, daß ja eben dieser Talisman mir selbst seither alle bösen Zufälle fern gehalten hat.

„Dieser Gedanke hat mich so erschreckt, daß ich dem verschmitzten Schuft, dem Verkäufer Omar, mein Hab und Gut überlassen habe und in der besten Geschäftszeit zu Dir komme, um Dir fünfzig vollwichtige Zechinen anzubieten.

„Diese sollst Du zu den andern hinzu erhalten und ich will sie nie zurück erlangen, ich mache einen Strich durch Deine Schuld, ich schenke sie Dir. —

„Aber eins erbitte ich mir dafür: gib mir den Talisman zurück, den ich Dir geliehen habe."

Bei dieser Rede richtete sich der Gelehrte auf, sah dem Teppichhändler erstaunt in die Augen und sagte: „Du bist in einem großen Irrtum, guter Jussuf, wenn Du erwartest, ich würde für fünfzig Goldstücke die Aussicht verkaufen, diese meine große Arbeit zu vollenden; denn ich will diese der Nachwelt hinterlassen, nicht meine Person bewahren. — Dieser Haufe von Pergamentblättern ist ohne jeden Wert, bis ich alle Gedanken und Berechnungen, die darauf enthalten sind, zu einem geordneten Ganzen zusammengefügt habe. —

„Dieses Buch wird seinesgleichen nicht haben, es wird noch in hunderten von Jahren, wenn einst Dein Name, lieber Jussuf, längst vergessen ist, allen Gläubigen ein Wegweiser durch die Sternenwelten sein, und deshalb, nicht aus eitler Todesfurcht, verweigere ich die Zurückgabe des Talisman und weise die fünfzig vollwichtigen Zechinen zurück."

Da sah es Jussuf wohl ein, daß keine Aussicht war, dem Gelehrten das Kleinod wieder abzunehmen.

Seufzend nahm er also Abschied und begab sich betrübten Herzens wieder nach Hause.

Nachdem er den Bestand der Kasse festgestellt und gefunden hatte, daß Omar sich besser gehalten, als zu hoffen war, begann er wieder, unruhig im Laden auf und ab zu gehen und in schweren Sorgen darüber nachzudenken, was nun zu beginnen sei. —

In banger Todesfurcht spiegelte er sich vor, von wie hundertfachen Gefahren sein armes Leben fortwährend bedroht sei.

Es konnte ihm ja zufällig ein Blumentopf auf den Kopf fallen oder ein wütender Ochse ihn auf die Hörner nehmen oder gar eine Natter ihn beißen.

„Nein!" rief er endlich aus, „ich will wieder in Ruhe und Behaglichkeit ohne jede Todesfurcht dahin leben, und sollten darüber zehn astronomische Bücher unvollendet bleiben!"

Als sein Laden längst geschlossen war und ganz Bagdad im tiefsten Schlummer lag, da schlich sich Jussuf heimlich aus seinem Hause, um wie ein Dieb bei seinem Freunde einzubrechen und sich sein eigenes Kleinod wieder zurück zu holen.

Alles war einsam, nur der Mond war wach und blickte in die öden Straßen hinab.

Der Teppichhändler lernte kennen, was ein schlechtes Gewissen zu bedeuten habe.

Obgleich weit und breit kein Menschenkind zu sehen war, suchte er doch jeden Schatten auf und huschte selbst wie ein Schatten dahin.

Das Herz ſchlug ihm hörbar und er bebte wie Zittergras, aber doch hielt ihn die Gewiſſensangſt und die Furcht vor Entdeckung nicht ab, ſeinen Schleichweg fortzuſetzen.

Als er am Hauſe angelangt war, in das er auf anderm Wege, als durch die Hausthür hinein zu gelangen dachte, ſetzte er ſich erſt eine Weile in einen Winkel hin, ſchloß die Augen und ſuchte ſich zu beruhigen.

Als das einigermaßen gelungen war, begab er ſich vor das Fenſter der Kammer ſeines Freundes und begann alsbald an der alten Mauer gleich einer Katze hinauf und in dieſes Fenſter hinein zu ſteigen.

Das gelang ihm beſſer, als er gehofft hatte und er ſtand nun in dem Gemach, aus dem er am Morgen ſo trüben Sinnes geſchieden war.

Der berühmte Sternenkundige lag in ſeinem Bette und war ſanft eingeſchlummert.

Freundlich blickte der Mond zur Kammer herein.

Da ſchlich Juſſuf geräuſchlos herzu, zog ein ſcharfes Meſſer hervor, ergriff den Talisman und ſchnitt ihn ſchnell von dem Bande los, an dem er hing.

Dabei ſtieß er unverſehens an den Schemel, auf dem Haſſans Kleider lagen.

Darüber erwachte dieſer, fuhr erſchreckt in die Höhe und gerade in das Meſſer hinein, mit dem Juſſuf den Talisman abgeſchnitten hatte.

Das Meſſer aber fuhr mitten durch das Herz, ſo daß Haſſan ben Heri nur einen kurzen Schrei ausſtieß und dann ſofort tot zurückfiel.

So war es denn geſchehen, daß er eben jenes Talismans halber umkam, durch deſſen Kraft er ſein Leben hätte verlängern wollen.

Der Spruch der Sterne war erfüllt.

Aber der arme Teppichhändler Juſſuf!

Acht Tage, nachdem er das Amulett mit den drei Haaren aus dem Barte des Propheten wieder in ſeinen Beſitz bekommen hatte, wurde er öffentlich auf dem Marktplatze von Bagdad enthauptet.

Der Talisman war zu ſchwach, ihn davor zu bewahren.

Der Fiſch.

Es war einmal ein Fiſch, der ſchwamm nur ſo ganz dumm im Meere herum, fraß andere Fiſche und glaubte Wunder, was er ſei.

Da kam er eines Tages auf den Gedanken, es müßte doch noch eine ganz andere Sache ſein, wenn er ſich einmal an den blühenden Uferſtrand begebe, um dort ganz offen zu zeigen, was er eigentlich bedeute, anſtatt gleich anderen Fiſchen nur ſo dumm im Meere herum zu ſchwimmen.

Und als am Ufer eine lange Geſtalt ſtand, da meinte er: „Wenn ich ſchon von den Fiſchen ſo ſehr gefürchtet bin, die mich doch alle Tage ſehen, welchen Schreck wird erſt dieſes fremde Geſchöpf bekommen, wenn ich ihm ganz plötzlich entgegen ſpringe!“

Und ſofort ſprang er ans Land.

Jedoch der Fiſcher, der da ſtand, erſchrak nicht im mindeſten; der warf ſchnell ſein Netz über den Fiſch und ſchleppte ihn eilig nach Hauſe.

Dort briet er ihn und verzehrte ihn, und ſeine ganze Familie half ihm dabei.

O du dummer Fiſch, weshalb biſt Du nicht in dem ſchönen, weiten Meere geblieben!

Indra.

Es war einmal eine Königin, die herrſchte über das Land Pendſchab in Indien.

Dort quellen fünf Ströme aus dem Himalaya, dem Sitze der Götter, hernieder und verwandeln durch ihren himmliſchen Urſprung das weite Land, durch welches ſie fließen, in ein Paradies.

Und wenn Hiawatha, die Königin, zu Bahlwapur auf ihrem goldenen Throne ſaß, von glänzendem Hofſtaat umgeben, von Fürſten und Fürſtinnen bedient, wenn ſie aus dem mit Gold überkleideten Säulenſaal durch die offene Galerie hinausſah nach dem Himalaya, dem ewigen Sitze der Götter, da ſchien es, ſie ſei die glücklichſte Frau der Erde.

Sie war ſo zart und ſchön, als ſei ſie eine jener Blumengenien, die zwiſchen Göttern und Menſchen auf- und niederſchweben, ſie war ſo reich, daß die weiten Gewölbe des Palaſtes kaum das Gold und die Edelſteine faſſen konnten; dabei wurde ſie von ihrem Volke vergöttert und geliebt, — und doch ſagten alle, es fehle ihr das, was doch erſt ein Weib beglücken und ſelig machen könne, nämlich die Liebe.

Kein Mann konnte Gnade vor ihren Augen finden, und ob auch gar mancher Königsſohn nach Bahlwapur

gepilgert kam, um sie zur Herrin seines Reiches und Herzens zu machen, alle mußten sie traurig und unverrichteter Sache wieder heimkehren, ohne die Liebe der schönen Hiawatha erlangt zu haben.

In ihrer inneren Unschuld und Lieblichkeit bebte diese vor dem Gedanken zurück, in den Armen eines Mannes zu ruhen, sie wollte als Jungfrau leben und einst als Jungfrau eingehen in die Gefilde der Seligen.

Aber nachts, wenn der Glanz des Mondes das Gebirge mit Silberschimmer übergoß, stand sie oftmals von ihrem Lager auf, schritt zum Fenster, lehnte sich hinaus und blickte sehnsüchtig hinüber nach den himmelragenden Götterwohnsitzen, die zart und leuchtend ihr entgegenblinkten.

Dann träumte sie oft, welch' ein seliges Glück es sein möge, wenn einer der Himmlischen in göttlicher Schönheit ihr erschiene und ihr Sehnen nach überirdischer, hoher Liebe stille.

Dabei schwebte ihrem Geiste stets die strahlende Gestalt des Himmelsgottes Indra vor.

Als sie nun eine lange Nacht hindurch auf den Knieen lag und zu ihm betete, er möge sich ihr offenbaren, da leuchtete und flimmerte plötzlich ein heller Glanz durch das Gemach, und eine liebliche Stimme rief ihr zu: „Freue Dich, Hiawatha, der lichte Herr des Himmels hat Deine Bitte erhört, Du sollst ihn erscheinen sehen, sobald der Tag begonnen hat."

Am folgenden Morgen saß sie auf ihrem goldenen Throne und blickte sinnend und erwartungvoll durch die goldene Säulengalerie hinaus ins Freie, als aus der Ferne ein lieblicher Klang von Zimbeln, Silberpauken und Harfen erschallte.

Alsbald nahte ein langer Zug von Elefanten, auf denen unter prächtigen Baldachinen mit Blumen bekränzte

Genien ſaßen, aber in der Mitte des Zuges trug ein ſchneeweißer Elefant eine hohe, königliche Geſtalt, die war ganz verſchleiert, und doch war es, als umſpiele ſie ein Lichtſchimmer wie von Sonenſtrahlen.

Als dieſe geheimnisvolle Geſtalt von dem weißen Elefanten hernieder geſtiegen war, trat ſie in den goldenen Saal vor den Thron der Königin und ſagte mit einer Stimme, die lieblich klang wie Harfenton: „Ich bin der, zu dem Du gebetet haſt, ich bin erſchienen, um Deine Bitte zu erfüllen.“

Bebend vor Scham und holder Erwartung führte ihn die Königin in ihr Gemach.

Und als er mit ihr allein war, ließ er die Hülle fallen und ſtand vor ihr im Strahlenglanze göttlicher Schönheit.

Da erſchloß ſich ihr reines Herz der Liebe, ſie ſank nieder auf die Kniee und bat: „Neige Dich nieder zu mir, Du Himmliſcher, und beglücke mich durch Deine Liebe.“

„Es darf nicht ſein,“ entgegnete Indra, „es kann erſt dann geſchehen, wenn Deine Geſtalt nicht mehr irdiſch iſt, wenn Du ſo verklärt biſt, daß ich in Liebe zu Dir aufflamme.“

Da bat ſie ihn: „Neige Dich zu mir, Du Himmliſcher und bilde mich ſo lieblich, ſo überirdiſch ſchön, daß ich Gnade vor Deinen Augen erlange.“

Da berührte ſie der Gott.

Wie ein Flammenſtrom loderte es durch ihren Körper, das Irdiſche verging, und als ſie ſich erhob, erſtrahlte auch ihre Geſtalt in flimmerndem Licht und der ſelige Liebreiz der ewigen Göttergeſtalten umſchimmerte ſie.

Da umfing ſie der Gott und drei Tage und drei Nächte ruhte ſie in ſeinen Armen.

Am vierten Tage kam ihr das Verlangen, sich wieder einmal ihrem Volke zu zeigen.

„Erlaube mir, Du Himmlischer," so bat sie, „daß ich Dich auf kurze Weile verlasse, denn es warten die Meinen auf mich."

Aber Indra blickte sie streng und hoheitsvoll an.

Dann sagte er: „Eine Bitte gewähre mir, verweile bei mir und meide es, zu den gemeinen Sterblichen hinab zu steigen; es könnte sein, daß Deine Gedanken wieder in die niedern Kreise des Erdenlebens zurücksänken, und dann verlörest Du das Glück, daß Du von mir erhöht werdest zu dem hohen Sitze, auf dem die Götter thronen in himmlischer Seligkeit."

Aber Hiawatha fiel vor ihm nieder und flehte ihn an: „Gestatte mir nur, daß ich meine Gespielinnen und die Fürsten meines Landes sehe! Wie könnte ich je zurücksinken, nachdem Du mich umarmt hast?"

Trauernd gewährte es ihr der Gott.

Da schritt Hiawatha nieder in den goldenen Saal, um vor ihrem Volke zu erscheinen.

Aber wie erstaunte sie, als die Männer sich scheu von ihr abwandten und heimlich flüsternd allmälig den Saal verließen, als auch die Frauen und Jungfrauen sich leise mit einander besprachen und nicht wagten, sich ihr zu nahen!

War sie denn nicht mehr die allverehrte und geliebte Königin? —

„Sagt es mir," rief sie bestürzt aus, „was hat mir Eure Herzen entfremdet?"

Da trat eine der Fürstinnen vor den Thron, warf sich der Königin zu Füßen und sagte dann:

„Hohe Herrin, Du wareſt lieblich erblüht wie die Majalikablume, deren Duft aller Herzen erfreut. Alle liebten

Dich in Deiner holdseligen Anmut, aber heute erscheinst Du uns hoch und streng, es ist nicht der irdische Liebreiz des Weibes, der Dich schmückt, es ist der kalte Glanz der Göttlichkeit, der die Herzen erschreckt, nicht erwärmt.

„Willst Du unsere Liebe wieder erlangen, so entäußere Dich dieses Schmuckes, der keinem sterblichen Wesen geziemt, und kehre wieder zu unserer Art zurück, denn das Volk verlangt nach seiner geliebten Königin Hiawatha, wie sie von Allen gekannt und geliebt ist, nicht nach einem überirdischen Wesen."

Und es dauerte nicht lange, da schlichen sich auch die Frauen und Jungfrauen hinaus, sodaß die Königin allein blieb in ihrem goldenen Saal, das Herz voll stürmischer Empfindungen.

Da erhob sie sich, ging zu Indra zurück und fiel ihm weinend zu Füßen.

„Hoher, geliebter Gott!" rief sie, „meine Gespielinnen verlassen mich, mein Volk wendet sich von mir ab. Wenn ich Dir lieb wurde, bitte ich Dich um einen Beweis Deiner Zuneigung: schaffe meine Gestalt so, daß ich nicht ein Schreck für die Menschenkinder bin, daß sie mir wieder ihre Liebe zuwenden!"

Mit tiefer Trauer sah Indra sie an, denn jetzt liebte er sie mit göttlicher Gewalt, und er bat sie mit rührender Stimme:

„Verlange von mir, ich solle Dich höher, schöner bilden, als Du bist, und gern will ich es Dir gewähren, jedoch das eine sollst Du nicht begehren, geringer zu werden. Achtest Du denn jene niedern Geschöpfte höher, als mich, den Herrn des Himmels?"

Aber wenn Hiawatha ihren Sinn auf irgend etwas gewendet hatte, so ließ sie nicht nach, es zu erstreben.

„Und kannſt Du es nicht in Deiner Allmacht bewirken," rief ſie klagend aus, „daß ich Dir nicht minder gefalle und doch zugleich mit denen verkehren kann, unter denen ich aufwuchs und die mich liebten, ſo lange ich lebe?"

Nochmals bat Indra die ſchöne Königin:

„Sieh mich an! bin ich nicht mehr als alle jene? liebſt Du mich nicht ſo, daß ich Dir mehr wurde, daß ich Dir alles andere erſetze? und willſt Du das Glück verlieren, einſt als Göttin in den ſtrahlenden Götterwohnungen zu weilen? Willſt Du mich verlieren?"

Aber zum dritten Male wandte ſich Hiawatha an ihn und ſprach:

„Du ſiehſt es, daß ich Dich liebe, daß ſich meine ganze Seele vor Dir erſchließt, aber das will ich ſehen, ob auch Du mich liebſt. — Wenn Deine Liebe zu mir ſtark und wahr iſt, ſo gib mir die frühere Geſtalt zurück."

Da berührte ſie Indra in tiefer Traurigkeit.

Und ſie lag da in ihrer früheren anmutigen Geſtalt, zart wie die Majalikablume, vergangen war die göttliche Hoheit, der überirdiſche Schimmer.

Aber Indra war verſchwunden.

Und er erſchien nicht wieder.

Hiawatha ward wieder vom Volke geehrt und geliebt, aber ihr Herz war gebrochen.

Wie eine geknickte Blume welkte ſie dahin in Sehnſucht nach dem Göttlichen, der ſie verlaſſen hatte, und bald entfloh die Seele dem ſchönen Körper, um durch die Palmenhaine zu irren und den zu ſuchen, der in ewiger Schönheit über den Himmeln und der Götterwelt thront.

Das luſtige und das traurige Stück.

Es war einmal ein Muſikant, dem ſchienen alle Stücke, die er kannte, viel zu leer und zu langweilig, und da ſetzte er ſich hin und ſchrieb eins: wenn er das von vorn nach hinten ſpielte, da fing jedermann an, ſich zu freuen und laut aufzulachen, ſpielte er es aber von hinten nach vorn, da kam eine große Traurigkeit über alle, und ſie begannen bitterlich zu weinen.

Da ſpielte er nun bei Feſten und Hochzeiten ſein Stück von vorn, bei Leichenſchmäuſen jedoch von hinten, und da konnte es nicht fehlen, daß er bald in der ganzen Umgegend berühmt und geehrt ward und daß keine feierliche Gelegenheit vorüberging, ohne daß man ihn herbeiholte, damit er ſein Stück ſpiele.

Nun kam einmal ein großes Unglück über das Land, denn der jungen Königin war kurz nach der Hochzeit ihr Mann geſtorben, ehe ſie ſeiner noch froh geworden war.

Da fügte es ſich, daß der Miniſter von dem Muſikanten und ſeinem wunderbaren Liede hörte.

Alsbald ſandte er einen Boten an ihn ab und ließ ihm ſagen, er möge eilends kommen und helfen, die Königin zu tröſten, denn die ſei vor lauter Herzeleid gar nicht zu bewegen, an etwas anderes zu denken, als an ihren Schmerz.

„Gut!“ ſagte der Geiger, „jetzt gilt es, einmal zu zeigen, was ich kann.“

Er packte alſo eilig ſeine Fiedel in den Kaſten und wanderte mit dem Boten nach dem Königspalaſte.

Als er dort angekommen war, führte ihn der Miniſter alsbald in den Thronſaal.

Da ſaß nun die junge Königin mit verweinten Augen auf dem Throne und war ganz unbeſchreiblich traurig.

Der ganze Hofſtaat ſtand mit betrübten Geſichtern um ſie herum und ſuchte ſie nach Kräften zu tröſten, aber es war alles vergeblich.

Da dachte der Geiger:

„Hier geht es zu wie bei einem Leichenſchmauſe, ich muß das Stück von hinten geigen.“

Und alsbald fing er an, ſo herzbrechend zu ſpielen, daß es kaum anzuhören war.

Da begann erſt die Königin, dann der Miniſter, dann der Hofſtaat nach ſeiner Rangordnung und zuletzt ſogar die Thürſteher, leiſe zu weinen; und ob ſie auch darnach ſtrebten, die Traurigkeit, die über ſie gekommen war, nicht allzuſehr zu offenbaren, es half alles nichts, es dauerte nicht lange, ſo ſchluchzten ſie alle ſo laut durcheinander, daß kaum noch etwas von dem Liede zu hören war.

„Nun iſt es aber genug!“ rief endlich der Miniſter mit vor Weinen halb erſtickter Stimme. „Du bringſt uns ſonſt alle um mit Deinem erbärmlichen Jammerliede.“

Da hörte denn der Geiger auf und machte Miene, die Fiedel wieder einzupacken.

Die Königin hatte ſich aber ſo ſattgeweint, daß ſie ſich ganz erleichtert fühlte.

Da ſagte ſie: „Jetzt iſt es hohe Zeit, daß Du uns tröſteſt in unſerm Schmerze. Spiele alſo etwas Fröhlicheres, denn mir ſcheint, es iſt des Wehklagens genug geſchehen.“

Da dachte der Muſikant: „Das trifft ſich gut, da kann ich auch einmal das Stück von vorn geigen.“

Er nahm alſo die Fiedel wieder zur Hand, und als er nur eben begonnen hatte, fing ſchon die Königin an zu lächeln und alle Umſtehenden lächelten mit, und je länger er ſpielte, um ſo luſtiger wurden ſie.

Auf einmal lachte einer laut auf.

Da brachen auch andere los und endlich kicherten und lachten alle laut und immer lauter durcheinander.

Nur der Spielmann blieb ernſt, denn der war das ſo gewohnt.

„Nun hör' aber auf!“ rief endlich die Königin, der vor Lachen die hellen Thränen über das Angeſicht rannen, „ich kann nicht mehr.“

Als ſich nun alle wieder beruhigt hatten und der Muſikant ſeine Fiedel einpackte, da ſah ihn die Königin huldvoll an.

Weil er ſie aber ſo ſchön getröſtet hatte und ihr auch ſonſt über allen Maßen gefiel, da ſchwur ſie, er und kein anderer ſolle ihr Mann und König des Landes werden.

Da blieb denn der Spielmann bei Hofe, und als das Trauerjahr vorüber war, da wurde Hochzeit gehalten in Saus und Braus eine ganze Woche lang.

Und der neue König geruhte, vor dem ganzen Volke ſein Stück von vorn zu ſpielen, ſo daß das Volk vor Luſt und Lachen gar nicht wußte, wo es bleiben ſollte.

Und wenn der Herr König einmal neue Steuern brauchte, da ſpielte er dem Landtag ſein Lied vor und ſie bewilligten ihm alles, was er nur haben wollte.

Stille Liebe.

Als die Apfelbäume blühten, ſtanden zwei im Garten, und ihr Mund war ſtumm, aber das Herz voller Liebe.

Da flog ein Zeiſig in den Apfelbaum, in das roſige Meer der Blüten hinein und zwitſcherte:

„Die Zeit der Wonne iſt da, es blüht alles und ſingt. Wie mögt ihr ſchweigen?"

Aber ſie ſahen ſich an und fanden nicht das rechte Wort.

Da flog der Zeiſig wieder hinweg.

Und der reine, blaue Himmel ſtrahlte auf ſie herab; die Schmetterlinge umgaukelten ſie, und alles war friedlich und ſelig um ſie her.

Da langte ſie hinauf nach dem Apfelbaum und brach einen kleinen Zweig ab mit Blüten, ſo duftig wie ihre junge Liebe, die waren weiß wie Schnee und doch angehaucht von Roſenſchimmer, als wollten ſie erröten.

Der Jüngling nahm die Blüten, küßte ſie und ſchwieg.

Als aber nun die Glocken begannen, herüber zu klingen wie Brautgeläute, ergriff er unwillkürlich ihre Hand und ſah in ihre blauen Augen hinein.

Da ſank ſie ihm ans Herz und weinte vor Seligkeit.

Sie hatten ſich gefunden, ohne ein Wort zu ſprechen, und die Zweige des Apfelbaumes rauſchten in dem lauen Windhauche, und ſegnend ſtreuten ſie Blumenblätter nieder auf die Glücklichen.

Wie sich die Sonne rückwärts bewegte.

Zur Zeit, als eben der ſiebenjährige Krieg ausgefochten war, lebte ein Virtuoſe, der hatte ſeit früher Jugend Tag für Tag auf ſeiner Violine geübt bis in die Nacht hinein; er hatte ſich kaum Zeit zum Eſſen und Schlafen gegönnt, und doch ſchien es ihm, als fehle ihm eben das, was ihn zum großen Meiſter gemacht hätte.

Er war erwachſen und begann, in den Konzerten aufzutreten; aber er mußte erleben, daß ſein Spiel weniger gefiel, als das anderer Geiger, die weit weniger gründlich ſtudiert hatten, aber bereits berühmte und gefeierte Namen beſaßen.

Als er ſeine große Mühe ſo ſchlecht belohnt ſah, grübelte er darüber nach, woher das wohl komme, und da es ihm ſchien, als fehle es ihm an dem rechten Talent und als ſei er nicht fähig, auf ebenem Wege zu Ruhm und Glück zu kommen, ſo geriet er auf den ſchlimmen Einfall, er wolle ſich dem Teufel verſchreiben, um doch gegen alle Neider und Splitterrichter ſein Ziel zu erreichen.

Eines Nachts zog er alſo mit Kreide einen Kreis um ſich, ſtellte dreizehn brennende Kerzen darum her und

begann zur Mitternachtsstunde so lange in diesem Kreise zu beschwören und zu zaubern, bis es endlich dem Satan gefiel, ihm zu erscheinen.

Da verlangte er von diesem sehr ernstlich, er möge ihm dazu verhelfen, daß es ihm gelänge, der berühmteste und beste Virtuose zu werden, der jemals gelebt habe.

„Gut," sagte der Teufel, „das ist eine abgemachte Sache; aber ich gewähre es Dir nur unter der einen Bedingung, daß Du nie liebst, denn sonst komme ich und hole Dich."

Das schien dem Virtuosen eine Kleinigkeit, er war es also sehr wohl zufrieden und unterschrieb mit seinem Blute den Kontrakt, den Satan ihm vorlegte. —

Von dieser Stunde an zog er in der Welt umher, gab überall Konzerte und galt nach kurzer Frist allgemein für den größten Geiger, der jemals gelebt habe.

Er flocht solche halsbrechende Schwierigkeiten und Kunststücke in sein Spiel hinein, daß es ihm kein anderer Virtuose nachmachen konnte und daß alle ihr blaues Wunder daran hatten, die es hörten.

Aber doch war etwas Kaltes, Nüchternes in seinem Spiel, denn es fehlte ihm die Liebe.

Er ward überall bewundert und angestaunt, aber nicht geliebt, und das sagte ihm einmal ein alter Musikus geradezu ins Gesicht und forderte ihn auf, er möge etliche Stunden bei ihm nehmen, denn er sei ein Schüler des berühmten Korelli und verstehe sich sehr wohl darauf, eine seelenvolle Melodie aus dem Instrument hervor zu locken.

Der Virtuose ließ sich gern dazu bereden, und es wäre alles ganz gut abgelaufen, wenn der alte Musikus nicht eine junge, sehr hübsche Tochter gehabt hätte.

Wer weiß, wie es zuging? Die beiden jungen Leute fanden großes Gefallen an einander, und als die letzte Stunde herankam, da sang der Virtuose auf einmal so süß und selig auf seiner schönen Amatigeige, wie eine Nachtigall, denn die Liebe war in sein Gemüt eingezogen und belebte es zu höchster Poesie und Schaffenslust.

Als er aber aus der letzten Stunde abends mit einem Herzen voller Liebe in seinen Gasthof zurückgekehrt war und er sich allein auf seinem Zimmer befand, da erschien ihm ganz unvermutet der Teufel und forderte seine Seele, denn der Kontrakt sei gebrochen.

Da erschrak der Künstler sehr, aber er griff schnell nach seiner Geige und bat den Satan, er wolle vor dem Hinscheiden noch einmal so recht von Herzensgrund ausspielen.

Satan nickte mit dem Kopfe, setzte sich auf das Sopha und ließ den Virtuosen seine Galgenfrist nach Belieben ausnutzen.

Der spielte denn so wunderbar schön, wie noch nie vorher, denn der Abschied von seiner Geliebten und vom Leben ergriff ihn in tiefster Seele, und so legte er in die Töne seiner Geige alles hinein, was er empfand.

Satan hörte gelassen und mit Kennermiene zu.

„Ich finde," sagte er, als der Virtuose eben eine Pause machte, „Du spielst jetzt so bezaubernd, daß ich mich besser stehe, wenn ich Dich noch ein Jahr leben lasse, denn Du wirst mit Deinen Tönen mehr Seelen verblenden, als je ein Mensch vorher. Also ein Jahr schenk' ich Dir Frist."

„Kann ich mich nicht von Dir lösen?" rief der Künstler aus, dem auf einmal die Hoffnung anflog, mit seiner Geliebten ein frohes, glückliches Leben zu beginnen, „ich habe ja gar nie etwas Böses gethan, denn die Liebe ist doch kein Verbrechen?"

„Jawohl!“ ſagte Satan, „gelingt es Dir indeſſen, die Sonne zurück zu bewegen, ſo ſollſt Du frei ſein.“

Nach dieſen Worten fuhr Satan durch den Kamin auf und davon und ließ den Geiger in großer Beſtürzung zurück.

Die Sonne zurück zu bewegen? Die Aufgabe getraute er ſich nicht zu löſen.

Als indeſſen der andere Morgen herankam, machte er doch verſuchsweiſe das Fenſter auf, ſtellte ſich in den Sonnenſchein und ſpielte zum Himmel hinauf, weil er meinte, durch ſein Spiel brächte er das wohl noch zuerſt fertig.

Da flogen die Vögel herbei, um zu lauſchen, die Leute blieben auf der Straße ſtehen, ſodaß ein großer Auflauf von Menſchen entſtand, ſelbſt die Spinnen krochen aus ihren Verſtecken hervor und horchten, — aber die Sonne kehrte ſich nicht im Mindeſten daran und ſetzte ruhig ihre gewohnte Bahn fort.

Da hielt der Virtuoſe endlich ein mit Spielen und dachte bei ſich: „Ich ſehe ſchon, mir iſt nur noch das eine Jahr zu leben vergönnt, dieſe Zeit will ich redlich dazu ausnutzen, noch einmal recht glücklich zu ſein vor meinem Ende.“

Sofort machte er ſich auf den Weg zu dem alten Muſikus und forderte von ihm ohne viele Umſchweife ſeine Tochter zur Frau.

Der Alte polterte erſt und machte allerlei Einwendungen, denn er glaubte, das gehöre dazu.

Als ihn jedoch ſein Kind recht liebreich darum bat, ließ er den Widerſtand fallen und gab dem glücklichen Paar von Herzen ſeinen Segen.

Als nun der Virtuoſe ganz beſeligt in ſeinen Gaſthof zurück ging, da fiel es ihm ein, daß dieſer eine goldene Sonne als Schild über der Thür habe und „Die Sonne“ hieß.

Augenblicklich begab er ſich zum Wirt und bot dieſem baare zehntauſend Thaler, wenn er ſofort das alte Haus abbrechen und, zehn Schritt von der Straße zurück, ganz ebenſo wie es war, in den Garten hinein bauen laſſen wollte.

Der Wirt ſah ihn erſt vom Kopf bis zu den Füßen ſehr erſtaunt an, als aber der Geiger die zehntauſend Thaler in lauter Goldſtücken ihm auf den Tiſch zählte, da ging er ſchmunzelnd darauf ein, denn er machte dabei ein ſchönes Geſchäft.

Nach Jahresfriſt war der Virtuoſe längſt verheiratet und die Sonne ſtand zehn Schritt von der Straße zurück im Garten, ganz ſo, wie ſie früher war.

Als nun der Teufel wieder erſchien, mußte er natürlich unverrichteter Sache wieder abziehen, denn obgleich er dieſe Sonne eigentlich nicht gemeint hatte, ſo mußte er doch zugeben, daß es auch eine Sonne ſei, und daß er verſäumt hatte, zu bezeichnen, welche er im Sinne hatte.

Die echte Sonne jedoch geht noch heutigen Tages ihren alten Weg auf und nieder.

Das lebende Bild.

Es war einmal ein Hofmaler, der konnte so hübsch malen, daß es fast schien, als seien seine Bilder die leibhaftige Natur selbst.

Der König hätte sich damit sehr wol begnügen können, aber das lag ihm ganz fern.

„Lieber Meister," so sagte er einst, als er im Atelier die neuesten Bilder betrachtete, „mit Eurer Kunst ist es doch nur eine halbe Sache. — Die wahre, echte, alte Kunst schert sich den Kuckuck um die Natur, die schafft einfach Dinge, die es überhaupt nicht gibt, und dabei ist man zufrieden und verlangt nicht mehr.

„Eure Bilder jedoch sehen fast aus wie die Natur, und doch sind sie nicht natürlich genug, um wirklich zu täuschen.

„So lange, bis es Euch gelingt, ein Bild zu malen, das lebt und wahre „Natur" ist, pfeife ich auf Eure ganze neumodische Kunst.

„Denn ich will entweder echte Kunst oder echte Natur.

„Da sehe ich denn doch lieber zum Fenster hinaus in den Schloßpark, wie der Wind durch die Bäume fährt, der Springbrunnen aufsteigt, wie Sonne, Mond und Sterne darüber auf- und niedergehen und die Wolken dahinfliegen.

„Also kehrt entweder zu der alten, stilvollen Kunst zurück, oder malt die Natur so echt, daß es wirklich Natur ist; mit Eurer plain-air-Malerei ist es doch nur eine halbe Sache!"

Dann verabschiedete sich der König kurz und verließ das Atelier.

Der Maler setzte sich auf einen Schemel, stützte den Kopf auf beide Hände und ließ die Augen wild umherrollen.

„Jetzt fehlte nur noch," so murmelte er vor sich hin, „daß ich anfange, Heiligenbilder zu malen mit echt vergoldeten Heiligenscheinen und Spruchbändern, die den Figuren zum Halse heraushängen!

„Die wahre Natur! — freilich! — wer kann ihre Schönheit und Größe so recht wiedergeben?

„Wenn mir doch ein Dämon die tolle Idee ausführen hülfe, einmal dem König, diesem Schafskopf, so recht von Grund aus den Mund zu stopfen, damit er endlich einmal ein Bild erhielte, das eine ganze Sache wäre!" —

Während er so in sehr gedrückter Stimmung seinem gepreßten Herzen Luft machte, begann aus einem Haufen malerisch gruppierten alten Gerümpels ein blauer Rauch in die Höhe zu steigen.

Erschreckt fuhr der Maler auf und ergriff einen Wasserkrug, um ihn darüber auszuschütten, denn er dachte, seine Raritäten fingen an zu brennen.

Aber bestürzt prallte er zurück, denn plötzlich nahm der blaue Rauch die Gestalt eines ehrwürdigen Greises an.

Da der Maler eigentlich gar nicht an Geistererscheinungen glaubte, so wußte er nicht, was er davon halten solle.

Da redete ihn die Erscheinung mit milder Stimme an.

„Ich bin Dir erschienen, um Deinen Wunsch zu erfüllen, denn in früheren Zeiten war ich ein Maler wie Du. — Nun wollen wir miteinander ein Bild zustandebringen, das endlich einmal die wahre Natur ist. — Fangen wir damit an!"

Von Stund' an war der Maler für niemand zu sprechen, sondern arbeitete ohne Unterbrechung in seinem fest verschlossenen Atelier.

Das Essen ließ er sich durch ein Schiebfenster hereinreichen, vor welches er jedoch eine Art von Gerüst gebaut und mit Teppichen verhängt hatte, so daß niemand hineinsehen konnte.

Der König kam mehrere Male und begehrte dringend Einlaß, aber der Maler wies ihn kurz ab und vertröstete ihn auf die Zeit, da das Bild fertig sein werde.

Über Jahr und Tag war es endlich so weit.

Da erhielt der König eine schriftliche Einladung des Hofmalers, er dürfe nun getrost in das Atelier kommen, um das vollendete große Bild zu betrachten.

Weil eben der Hofjägermeister und der englische Gesandte bei ihm waren, forderte er diese beiden auf, ihn zu begleiten und begab sich in großer Neugier mit ihnen nach dem Atelier.

Der Maler empfing sie mit feierlicher Miene und führte sie herein.

Anfangs standen alle drei starr und sprachlos da, denn vor ihnen befand sich ein wandgroßes Bild, das war eben nichts anderes, als die reine Natur selbst.

Das ſtellte eine Waldlichtung vor.

Die Blätter der dicken Eichbäume bewegten ſich im Winde, oben zogen Wolken vorüber, zwiſchen den Baumſtämmen lugten einige Hirſche hervor, aber als ſie den König mit ſeinen Begleitern da ſtehen ſahen, kehrten ſie um und galoppierten davon.

Das fuhr dem Hofjägermeiſter ſo in die Glieder, daß er ſich laut verwünſchte, weil er kein Gewehr bei ſich trug, denn ſonſt hätte er mitten in das Bild hineingeſchoſſen.

Ganz im Hintergrunde der Waldlichtung ſah man eine einſame Waldſchenke liegen, und davor ſaß ein ſehr hübſches Mädchen mit Kunkel und Rocken und ſpann nach uralter Weiſe Flachs.

Der König brauchte längere Zeit, bis er ſich von ſeinem ſtummen Erſtaunen erholt hatte.

„Ja, Meiſter," ſagte er endlich und ſeufzte laut auf, „das iſt genau ſo ein Bild, wie ich es meinte, denn ich wußte, die neue Schule würde dahin führen, daß man zuletzt die Natur ſelbſt auf die Leinwand bringt."

Er betrachtete durch ſeine Lorgnette nochmals das Bild, dann ſagte er: „Schade! es fehlt nur noch eins! — Solange man nicht in dieſe ſchöne Gegend eintreten und darin ſpazierengehen kann, iſt es eigentlich doch nur eine halbe Sache!"

Als der Maler dieſe Kritik angehört hatte, lachte er laut und grell auf, nahm dann einen Anlauf und ſprang mit gleichen Füßen mitten in das Bild hinein.

Der König ſchrie vor Schreck laut auf, denn er dachte, das koſtbare Kunſtwerk ſei vernichtet.

Aber — o Wunder!

Der Maler war ganz flach geworden und wanderte auf dem Bilde zwiſchen den hohen Eichbäumen gemächlich dem Hintergrunde zu.

Dabei wurde er immer kleiner und gelangte nach einiger Zeit zu der Waldschenke.

Das hübsche Mädchen sprang von der Bank auf, lachte und plauderte mit dem Maler, lief dann schnell in das Haus hinein und kam gleich darauf mit einem Bierkruge zurück, den sie mit großer Anmut kredenzte.

Der Maler that erst einen tiefen Zug aus dem Kruge, setzte sich dann neben das Mädchen auf die Bank und begann, ihr sehr stark den Hof zu machen.

Das gefiel dem Könige aus der Maßen, und weil sich der Maler so plaisierlich auf dem Bilde umherbewegte, wandelte ihn selbst plötzlich eine große Lust an, das einmal selbst zu probieren.

Da winkte er seinen Begleitern und trat in das Bild hinein; der Jägermeister folgte.

Der englische Gesandte blieb noch zurück und überlegte, ob er nicht schnell das Bild mit seinen lebenden Figuren verpacken lassen wolle, um es nach seinem Schlosse in der Grafschaft York zu senden, denn er war ein großer Liebhaber von allen Seltenheiten.

Aber da drehte sich der König auf dem Bilde um, winkte und rief ihm zu, er solle nur nachkommen, die Sache sei ohne jede Gefahr.

Der Gesandte war ein zu gut geschulter Hofmann, um nicht dem Wunsche des Königs zu folgen, er trat also in das Bild ein und hatte die beiden bald eingeholt.

Als die drei nun so unter den prächtigen Eichen dahinschritten, schwur der König, dieses Bild gehe doch noch über die Natur hinaus. Er ging um einige Bäume herum und fand alles vortrefflich.

„Schade!“ sagte er indes nach einer Weile, „die Bäume und Blumen duften zu sehr nach Leinöl, man

merkt ihnen doch an, daß sie gemalt sind! — Aber im Uebrigen — süperb!"

Als sie vor die Waldschenke gelangt waren, kam ihnen der Maler entgegen und begrüßte sie.

„Majestät," sagte er, „es gibt hier ein Bier, dagegen ist der Stoff des Münchener Hofbräuhauses geradezu wie Spülwasser. Ich kann es angelegentlich empfehlen."

Da bestellten die drei Ankömmlinge auch sofort Bier, und das Mädchen holte es eilig herbei.

Der König that erst einen starken Probeschluck, dann sagte er: „Schade! es schmeckt doch etwas nach Leinöl. Bier ist überhaupt nur eine halbe Sache, und nun gar gemaltes! — Ich verlange nach einer Flasche guten Weines, denn der Marsch durch die Waldwiese hat mich durstig gemacht, und Hunger verspüre ich auch. Was gibt es denn hier zu essen?"

Da trat die hübsche Wirtstochter vor, knixte und sagte: „Ich bitte die hohen Herrschaften, doch lieber mit mir in das Zimmer zu kommen, dort soll gleich gedeckt sein. — Wir haben guten alten Rüdesheimer und sehr schönen Hirschbraten."

„Sehr wohl, Du hübsches Kind," sagte der König und kniff ihr dabei in die volle, rote Backe, „da schaffe das nur schnell herbei, ich esse Hirschbraten für mein Leben gern."

Aber dem Hofjägermeister kamen Bedenken, ob der Hirschbraten auf gesetzlichem Wege ins Haus gekommen sei; er runzelte die Stirn und beschloß, gelegentlich einmal der Sache auf den Grund zu kommen.

Die vier Gäste traten nun in die Stube ein, setzten sich an den massiven, eichenen Tisch, der schnell mit einem weißen Tuche gedeckt wurde, und bald standen vier Flaschen

Rüdesheimer, ein mächtiger Hirschbraten, ein großer Laib frischen Bauernbrodes und dazu Gläser, Teller, Messer und Gabeln vor ihnen.

Da aßen und tranken sie nach Herzenslust und als sie damit am Ende waren, ließ der König alles, bis auf die Weingläser forträumen und bestellte mehr Wein nebst einem Kartenspiel, denn er gedachte einen Skat zu dreschen, welches Spiel er unmäßig liebte.

Da vertieften sich die Gäste denn bald so sehr in die Geheimnisse der vier Wenzel, daß sie ganz vergaßen, wer sie eigentlich waren.

Kaum bemerkten sie, daß in der Stube noch andere, sehr verdächtige Gestalten auftauchten, die sich in einer Ecke zusammenkauerten und Schnaps und Handkäse bestellten.

Längst war die Hängelampe angezündet. Dazu ließ der König zwei Leuchter mit Talglichtern kommen, um die Karten besser sehen zu können.

Der englische Gesandte saß den neuen Ankömmlingen gerade gegenüber, und als zufällig sein Blick auf sie fiel, überzeugte er sich unwillkürlich, ob er seinen Revolver bei sich trage, denn die Gesellen sahen genau so aus, als ob Mord und Totschlag ihre eigentlichen Lebensaufgaben seien.

Jetzt kam auch der Wirt zum Vorschein; eine ziemlich beleibte Persönlichkeit mit zwinkernden, unruhigen Augen.

Der begrüßte die hohen Gäste mit tiefen Bücklingen, die aber achteten kaum auf ihn, sondern droschen ihren Skat fort und fort.

Nach längerer Zeit gingen die verdächtigen Menschen aus der Ecke wieder fort und der Wirt begleitete sie hinaus.

Da trat eilig die Wirtstochter an den Tisch und flüsterte: „Es ist tiefdunkle Nacht, die Gegend ist nicht ganz sicher, wollen die Herrschaften nicht lieber heimgehen?“

„No!“ sagte der englische Gesandte mit großer Bestimmtheit, „ueil ist die Gegend sehr unsicher, uerden mir bleiben hier bis morgen früh.“

Der König war ein sehr herzhafter Mann und nachdem er sich in der Wirtsstube umgesehen hatte, sagte er: „Ein Nachtquartier in dieser Spelunke? — das wäre denn doch nur eine halbe Sache. — Wir gehen heim.“

Indessen war der Wirt wieder hereingekommen, kam mit mehrfachen Kratzfüßen und Verbeugungen näher und meinte: „Ich meinenteils kann es Eurer Majestät nur dringend anraten, heute Nacht in meinem bescheidenen Hause fürlieb zu nehmen, dazu sind mehrere Gründe vorhanden. Erstens gibt es in diesem Walde sehr viele Wölfe.“

„Wölfe?!“ rief der König erstaunt aus, „das ist ja herrlich! — Lieber Hofjägermeister, ich setze auf morgen eine Wolfsjagd an.“

Der Wirt lächelte und zwinkerte mit den Augen, dann sagte er: „Ich habe schon einige gefangen, und das ist der zweite Grund. Ich habe ringsum Wolfsgruben gegraben, in denen sind Pfähle eingerammt, die nach oben scharf zugespitzt sind. Oben sind diese Gruben mit Zweigen und Laub zugedeckt. Ich fürchte, daß in der Dunkelheit Eure Majestät in eine solche Wolfsfalle geraten könnte.“

„Dann nehmen wir eine Laterne mit.“ sagte der König, „denn ich will wieder in mein Schloß.“

„Die Laterne jedoch,“ sagte der Wirt, „würde die Spitzbuben herbeilocken, denn wir haben bekanntlich hier in unserer Gegend die berüchtigtste Räuberbande in ganz Deutschland.“

„Ich sehe,“ sagte der König streng, „dieser Wald bedarf einer gründlichen Aufsicht. Hier geht es ja her wie in der guten alten Zeit. — Ich hätte nicht gedacht, daß es in meinem Reiche eine Räuberbande gebe.“

„Oh — yes! —“ warf der engliſche Geſandte dazwiſchen, „es uaren hier geueſen ſehr ſchlechte Menſchen, die ſaßen dort in das Uinkel und tranken Branntuein!“

„Sehr recht!“ flüſterte der Wirt und ſah ſcheu nach der Thür, „die waren von der Bande. — Ich fürchte ſehr, daß ſie Eurer Majeſtät bereits den Weg verlegt haben. An Rückkehr vor Anbruch des Tages iſt nicht zu denken.“

„Ich bitte, Majeſtät, daß wir hier bleiben,“ ſagte der Maler, „denn ich trage gewiſſermaßen die Verantwortung. Es ſoll uns auf meinem Bilde kein Unglück zuſtoßen! — Ich hoffe, daß Betten genug vorhanden ſind, ſonſt male ich geſchwind noch einige hinzu.“

„Oh!“ ſagte der Geſandte, „uenn Sie nicht hätten gelaſſen Ihre Pinſel in das Atelier!“

„Es ſoll an nichts fehlen,“ ſagte dienſteifrig der Wirt, „ich ließ bereits im Fremdenzimmer drei Betten aufſchlagen und das Sofa zum Bett einrichten. Es iſt alles in beſter Ordnung.“

„Gut!“ ſagte der Maler, „auf dem Sofa ſchlafe ich, da ich hier ja doch völlig zu Hauſe bin, — denn ich ſelbſt habe ja all dieſes tolle Zeug gemalt.“

Der König gab nun endlich ſeine Zuſtimmung.

Da ergriff der Wirt das eine Licht und leuchtete den Gäſten voran; die Tochter folgte mit dem zweiten.

Zunächſt paſſierten ſie eine alte, baufällige Treppe, die vom Hausflur in den erſten Stock hinauf führte, und die ein ſehr ſchön geſchnitztes Geländer hatte.

Oben auf dem Vorplatz waren eine Menge mächtiger Hirſchgeweihe an die Wand genagelt.

Der Jägermeiſter runzelte die Stirn, ballte die Fäuſte und ſchwur bei ſich einen ſchweren Eid, dieſer Wilddiebs-ſpelunke wolle er doch nächſtens einmal einen Streich ſpielen.

Der Wirt öffnete die Thür Nummro drei und bat die Herrschaften, einzutreten.

Sie sahen ein hübsches, großes Zimmer vor sich mit drei Himmelbetten, einem zum Nachtlager umgewandelten Sofa, schönen, alten, geschnitzten Möbeln, einem Glasschranke mit Porzellanfiguren und an den Wänden ausgestopfte Vögel in Glaskästen.

Die Decke war reich mit Stuckatur verziert.

Der Wirt sah den fragenden Blick des Königs und sagte: „Früher war dieses Haus ein königliches Jagdschlößchen. Daher rührt noch allerlei her. Ich wünsche übrigens den Herrschaften eine geruhsame Nacht und hoffe, Sie sind hier sicher wie in Abrahams Schoß.“ —

Dann setzten er und seine Tochter die Leuchter auf den Tisch und verließen knixend und sich verbeugend das Zimmer.

Als die vier Gäste allein waren, schloß der englische Gesandte von innen das Zimmer ab und schob den Riegel vor.

„Ick glauben,“ sagte er, „uir sollen hier gemacht uerden massakriert, aber ick haben bei mir einen Revolver mit neun Patronen!“

„Und ich meinen Hirschfänger!“ rief der Jägermeister. „Ich gäbe viel darum, wenn ich auch mein Gewehr bei mir hätte.“

„Ich besitze ein Dolchmesser,“ sagte der Maler, und holte es aus der Tasche hervor.

Nur der König war ohne Waffen.

„Ich bin Feldherr,“ sagte er, „ich werde die strategische Leitung übernehmen. Zuerst rücken wir diesen Schrank gegen die Thür.“

Das besorgten die drei andern, der König sah zu.

„So," kommandierte er weiter, „jetzt noch den Sofa davor, dann ist die Thür gesichert."

Auch das geschah.

„Nun," sagte der König, „müssen wir für das Fenster sorgen, damit uns diese verzweifelten Menschen nicht herein steigen!"

Der Jägermeister öffnete das Fenster, sah hinaus und sagte: „Zum Glück ist da ein hölzerner Laden angebracht, zudem von so dickem Eichenholz, daß er die Kugeln abhält!"

Schnell schloß er den Laden und wandte sich dann besorgt zurück.

„Ich sah eben", flüsterte er, „draußen am Waldesrande zwischen den Bäumen mehrere verdächtige Gestalten mit Flinten. — Wir sind umstellt und dürfen auf alles gefaßt sein."

Nun setzten sich die vier Unglücksgefährten um den Tisch, bliesen das eine Licht aus, um es anzuzünden, wenn das andere herabgebrannt sei und begannen, Kriegsrat zu halten.

„Lieber Meister," sagte der König mit einem schmerzlichen Wohlwollen zu dem Maler, „Ihr habt uns da ein Bild gemalt, das gewiß nicht seinesgleichen hat. — Ich hege alle Hochachtung für Eure Kunst, aber nehmt es mir nicht übel, wäret Ihr bei Eurer alten Manier geblieben, so säßen wir jetzt nicht hier in der allerschrecklichsten Todesgefahr."

„Majestät haben mir diese neueste Kunstrichtung angeraten," erwiderte der Maler mit gekränktem Künstlerstolz, „mir hätte die herkömmliche Art genügt."

„Oh!" meinte der Gesandte, „ick uollte nicht, daß es uäre anders! Es ist ein sehr merkuürdiges Bild, das uill ick kaufen, ick muß ihm haben, ick bieten zwanzigtausend

Pfund Sterling dafür! Das soll sein in mein Schloß in der Grafschaft York. Sobald uir sind gekommen lebendig uieder heraus, sollen Sie erhalten das Geld und ick dem Bild."

Er hielt dem Maler die Hand hin, dieser schlug ein, und der Handel war abgemacht.

„Aber," sagte der Jägermeister, „das alles sind jetzt lauter Nebendinge; denn ich, der so viel mit Wilddieben zu schaffen hat, weiß es sehr wohl, daß wir uns in der allerverzweifeltsten Lage befinden. — Wir haben es mit mindestens zwanzig wilden, verwegenen Räubern zu thun, ich befürchte, ehe wir aus diesem verwünschten Bilde wieder herausgelangen, haben uns diese Schufte ermordet. Aber so viel weiß ich, und das beschwöre ich bei allen Hostien und Kruzifixen der Erde, mich bringt niemals wieder ein Mensch in ein solches Bild hinein."

Der Gesandte prüfte seinen Revolver und legte ihn auf den Tisch, der Maler wetzte sein Dolchmesser auf dem Sandstein, der die Unterlage des Ofens bildete, der Jägermeister spähte durch einen Spalt des Ladens hinaus, der König ging unruhig im Zimmer auf und ab.

Nach einer Weile flüsterte der Jägermeister:

„Dort sehe ich einen Zug von sechzehn Banditen herankommen, alle bis an die Zähne bewaffnet."

„Oh!" sagte der Gesandte, „dann sind es zu viele, denn ick haben nur neun Patronen, sie uerden uns ermorden."

„Dann mögen sie erst in das Haus ziehen," sagte der König, „und wir lassen uns dann an einem zerschnittenen Betttuche zum Fenster hinaus. Der Mond scheint wohl so viel durch die Wolken hindurch, daß wir den Weg finden, und die Wolfsgruben meiden."

„Vergeblich," sagte der Jägermeister, „zehn Mann Wache stehen noch von vorhin am Waldesrande, es sind also mindestens sechsundzwanzig Räuber."

„Da wollte ich doch," rief der Maler verzweifelt aus, „ich hätte lieber Häuser angestrichen, als diesen romantischen Spitzbubenwald zu malen. Wir alle sind verloren!"

„Es ist wahr," sagte der Jägermeister gefaßt. Bereiten wir uns auf unser Ende vor!"

Nach diesen Worten kniete er nieder, denn er war ein frommer Mann, und begann, mit halblauter Stimme zu beten.

Da — auf einmal ertönte ein wildes Jammergeschrei von unten herauf, denn der Wirt und dessen Tochter wurden überfallen und geknebelt.

Den vier Gästen stand der kalte Angstschweiß auf der Stirn.

Gleich darnach kamen schwere Tritte die Treppe herauf und die ganze Räuberbande versammelte sich auf dem Vorplatze.

„Wir wollen ihnen die Thür einschlagen," rief eine rauhe Stimme.

„Nein," entgegnete ein anderer, „wir steigen auf den Boden und schlagen ein Loch in die Decke, da können wir sie bequem wie ein Nest voll Ratten zusammenschießen. — Sechs Mann Wache bleiben derweil vor der Thür stehen."

Jetzt fing der gute König doch an zu zittern.

Alle vier waren blaß wie der Kalk an der Wand.

Der Maler behielt noch die meiste Fassung.

Während schon von oben schwere Axtschläge gegen die Decke geführt wurden, daß sich der Stuck ablöste und in dicken Stücken niederfiel, untersuchte er die Wände und machte die Entdeckung, daß eine derselben aus Leinwand bestand.

Schnell ſchnitt er mit ſeinem Dolchmeſſer eine Thür hinein und ſchrie mit bebender Stimme: „Folgt mir alle nach, ich hoffe, wir ſind gerettet.“

Dann ſprang er hinaus und die andern eilig hinter ihm her.

Sie ſtanden wieder im Atelier des Malers, aber auf der andern Seite des Bildes.

Schnell liefen ſie hinaus und ſchloſſen die Thür des Ateliers hinter ſich zu, denn ſie hegten große Furcht, die Räuber würden hinter ihnen herkommen.

Erſt als ſie auf der Straße ſtanden und unweit davon die Schloßwache auf- und abgehen ſahen, hielten ſie mit ihrer Flucht ein.

„Das verruchte Bild ſoll noch heute verbrannt werden!“ rief der König.

„No!“ ſagte der Geſandte, „ick haben es gekauft, es iſt mein Eigentum.“

Und am folgenden Tage befand es ſich ſchon auf dem Wege zu dem Schloſſe des Geſandten in der Grafſchaft York.

Von dieſem Tage an lobte der König alles und jedes, was ſein Hofmaler malte, „denn,“ ſo meinte er, „mit den gar zu natürlichen Bildern iſt es doch nur eine halbe Sache!“

*

Die Elfe.

Im Lande Ägypten lebte einmal eine Elfe, die ſchlief tagsüber in einem der Lotoskelche, die ſich auf den Wellen des Nils wiegen, aber wenn die Sonne unterging und Sternenſchimmer am Himmel aufblitzte, da erwachte ſie, flog über das Land und tanzte in den Gefilden mit ihren Geſpielen den Ringelreigen.

Nun war einmal einer der Dive, die auf dem Gebirge Alburs in Perſien hauſen, durch die ſtarken Zauberſprüche der Magier von dort vertrieben, und als er umherflog, um ſich eine neue Wohnſtätte zu ſuchen, da kam er auch nach Ägypten.

Da ſah er nun die Elfe in ihrer lieblichen Schönheit und ſchwur, die ſolle ſein eigen werden. — Denn weil er ein ſehr ſtarker Geiſt war, glaubte er nicht, daß ſie ſeiner Werbung widerſtehen könne.

Da es ihm leicht war, jede Geſtalt anzunehmen, ſo verwandelte er ſich in einen ſehr ſchönen Elfenjüngling und näherte ſich dem Kreiſe der Elfen, die den Reigentanz tanzten im Mondenlicht.

Es wurde ihm nicht verwehrt, daß er sich ihnen anschloß und neben der Elfe, die seine Liebe gewonnen hatte, im Tanze dahinschwebte, aber es kam ein banges Gefühl über alle, sie waren nicht mehr so heiter und unbefangen wie vorher, und ehe noch die Morgenröte zu scheinen begann, wichen die Elfen auseinander, um ihre Schlupfwinkel aufzusuchen.

Der Div flog hinter seiner Geliebten her, dem Nilufer zu und flüsterte: „Groß ist meine Macht, tausende von Geistern gehorchen jedem meiner Gedanken, folge mir, und Du sollst alle beherrschen! Willst Du mit mir auf den schneeblinkenden Bergen des Ostens thronen, die ihr Haupt über die Wolken erheben? oder soll ich mich mit Dir aufschwingen zu den Sternen in schönere Welten? — Denn eins sollst Du wissen: ich liebe Dich und will niemals wieder von Dir lassen." —

Da begann die zarte Elfe zu weinen, denn sie fürchtete sich vor dem Ungestüm ihres Begleiters und sang:

„Oben die Sterne
Sind mir zu ferne. —
Ueber Blumen zu schweben,
Bei den Meinen zu leben,
Durch die Fluren zu fliegen,
Auf dem Nil mich zu wiegen,
Das ist meine Lust. —
Fahr wohl, fahr wohl, wenn Du scheiden mußt!"

Mit Trauern hörte das der Div an und dachte: „Ich darf nicht so stürmisch sein, daß ihr Herz nicht erschrickt."

Und als sie sich in das weiche Bett einer Lotosblume schmiegte und die Augen schloß zu friedlichem Schlummer, da kauerte er sich unweit davon auf ein Lotosblatt und starrte sie den ganzen Tag an, und je länger er sie ansah, um so heftiger wurde seine Liebe zu ihr.

Schon begann die Sonne sich zu neigen, da raffte er sich auf und dachte: „Ich will ihr einen Beweis meiner Macht geben.“

Schnell berief er seine Geister und befahl ihnen, auf einer kleinen Insel des Nils eine Burg zu errichten, in der er mit ihr leben könne.

Augenblicklich ließen diese eine gewaltige Burg mit dicken Mauern und Türmen emporwachsen, und ehe noch der Abend anbrach, stand sie mit weitläufigen Gebäuden fertig da.

Als die Elfe erwachte, zeigte der Div ihr die hohen Mauern und Türme der Burg und bat, sie möge darin mit ihm leben und seine Genossin werden.

Aber die Elfe wandte sich ab und sang:

„Du sollst mich nicht verschließen
In Dein Haus.
Will selige Freiheit genießen, —
Laß mich hinaus!
Laß mich im blinkenden Sternenschein
Fröhlich tanzen den Ringelreih'n!“

Und schnell wie der Wind schwebte sie hinweg zu ihren Gespielen und tanzte mit ihnen den Ringelreigen durch die blühenden Auen.

Der Div aber flog ihr nach und bemerkte mit Ingrimm, wie holdselig sie die Elfenjünglinge anlächelte und sah es sehr wohl, daß einer darunter war, dem sie noch freundlicher entgegenlächelte als allen anderen.

Der trug eine Krone, die flimmerte wie Sternenlicht, denn es war der König der Elfen selbst.

Da fraß sich die Eifersucht in das Gemüt des Divs hinein, und wäre er nicht so verliebt gewesen, er würde in seinem Grimm und Schmerz alles rings um sich her verwüstet haben.

Er bezwang jedoch seine Aufregung und dachte: „Ich muß ihr zarter nahen, denn sie ist zart wie der Duft der heiligen Lotosblume."

Da zog er sich mit flammenden Schmerzen im Innern zurück und begab sich an das Ufer des Nils. —

Dort erschuf er einen lieblichen Zaubergarten von blendender Schönheit, darin dufteten wunderseltsame Blumen, hohe Springbrunnen stiegen plätschernd auf, und fremde Vögel sangen ihre süßen Lieder.

Daneben ließ er einen strahlenden Palast erstehen, der stieg so zart und duftig in die Höhe, als sei er aus Mondenstrahlen erbaut, und über allem lag ein Hauch ewiger Poesie, denn die Liebe hatte ihn berührt, und in der Sehnsucht gewaltiger Liebe hatte er dieses schimmernde Paradies erdacht.

Und als es ihm vollendet entgegen leuchtete, da schwur er sich, er wolle sanft und mild werden, um ihr zu gefallen, denn, so dachte er, seine Liebe müsse sie doch rühren.

Da stieg die Morgenröte empor und er erhob sich und sah gen Westen und spähte in das Land hinaus und sann und wartete.

Aber es ward Mittag und sie kam nicht, es ward Nacht und wieder Tag, und immer noch saß er regungslos da und starrte in die Weite.

Aber die Elfe flog nicht wieder zurück in das zarte Bett ihrer Lotosblume.

Da sandte der Div seine dienenden Geister aus, um sie aufzusuchen.

Gegen Abend kehrten sie zurück und berichteten ihm, die Elfe habe mit dem König Hochzeit gefeiert und sei diesem in seinen Palast gefolgt.

Da war es ihm ſo weh, als müſſe er ſterben.

Er begann bitterlich zu weinen.

Und weinend zerſtörte er das Elfenſchloß und den Zaubergarten — und ſeine Liebe.

Und flog hinweg und ward nie wieder geſehen in dem heiligen Lande Ägypten.

Der weiße Rabe.

Es lebte einmal ein alter Rabe mit ſeiner alten Frau auf einem alten Pappelbaume in einem alten Neſt.

Die Frau legte nun einſt ein ſehr ſchönes Ei und brütete darüber mit großem Fleiße Tag und Nacht.

Der alte Rabe hockte daneben auf einem dürren Aſte und ſah ihr zu, wenn er ihr nicht zur Abwechslung Futter herbeiholte, denn er war ſehr neugierig, wie ſein jüngſtes Kind ausfallen werde.

Endlich kraspelte etwas in der Schale und bald darauf kam denn auch richtig der junge Rabe heraus.

Als jedoch der alte Rabe näher herzukam, um doch auch ſeinen Sohn zu betrachten, breitete die Mutter ihre Flügel darüber aus und bat: „Sieh lieber nicht her, vielleicht gefällt er Dir nicht.“

„Ach was!“ ſchnarrte der Rabe, „weshalb ſollte mir mein eigen Fleiſch und Blut nicht gefallen?“

Da klagte die Frau: „Wenn Du ihn mir etwa tothackſt oder zum Neſt hinauswirfſt, dann habe ich die ganze lange Zeit vergeblich gebrütet.“

Da ſchwur der Rabe: „Wenn ich dem Kinde ein Leid anthue, ſoll mich ein ſchwefelgelbes Donnerwetter dreißig Klafter tief in den Erdboden hinein ſchlagen.“

Nun erſt rückte die Frau ſacht bei Seite, ſodaß der kleine Kerl ſichtbar wurde.

Da aber ſtieß der alte Rabe plötzlich einen heiſern Schrei aus und wäre faſt vor Schreck von dem alten Pappelbaum herabgefallen, denn ſein Sohn, der da mitten im Neſt ſaß, war über und über weiß wie ein Maiglöckchen.

In ſchrecklichem Zorn ſträubte der Papa Rabe ſein Gefieder und krächzte: „Ich habe geſchworen, dieſe Mißgeburt zu ſchonen, und das halte ich, aber ich frage Dich: waren nicht meine Eltern ſchwarz? waren nicht meine Großeltern und Anverwandten ſchwarz? bin ich nicht ſchwarz? Welchen Wechſelbalg haſt Du mir da ins Neſt gelegt! — Ade! — jetzt ſind wir geſchiedene Leute nun und immerdar.“

Dann flog er mit erbärmlichem Geſchrei davon, baute ſich ein neues Neſt auf einen neuen Pappelbaum und nahm ſich eine neue Frau.

Die arme verlaſſene Rabin aber fütterte ihr Kind auf in Kummer und Herzeleid, lehrte es fliegen, Engerlinge ſuchen und was noch ſonſt einem Raben zu wiſſen gut und nützlich iſt.

Als nun der weiße Rabe täglich klüger wurde, wußte ſeine Mutter bald nicht mehr recht, was ſie noch mit ihm anfangen ſolle und ließ ihn eines Tages mit ihrem Segen in die weite Welt hinaus fliegen.

Da flog er denn fort, bis er einen hohen, dichten Tannenwald ſah.

In den flatterte er hinein, um ſich da ein Neſt zu bauen und ein Weib zu nehmen.

Gleich am kommenden Morgen begann er, hinter den jungen Rabenfräulein einherzuſtreichen, um ihnen den Hof zu machen.

Die flogen jedoch vor ihm fort, kicherten und verſpotteten ihn.

Anfangs hielt er das für ein gutes Zeichen, bis ihm eine entgegen hüpfte, ihn erſt von Kopf bis zu Fuß höhniſch anſah und dann ſagte: „So — Musje! — Damit Er ſich hier keine Illuſionen macht, will ich Ihm nur gleich herausſagen, daß wir es uns verbitten, von Ihm beläſtigt zu werden; mit einem ſolchen lächerlichen Geſellen wollen wir nichts zu thun haben; ſehe Er zu, wo Er eine weiße Rabin findet!"

Dann flog ſie fort.

Er blieb ſitzen und war erſt wie vom Donner gerührt. Als er wieder zur Beſinnung kam, verkroch er ſich in das dichteſte Gebüſch, blieb da drei Tage und drei Nächte ſitzen und dachte: „Ach! wenn das meine Frau Mutter wüßte, ſie grämte ſich zu Tode!"

Am vierten Tage kam er endlich wieder hervor, ſuchte ſich recht hübſche, biegſame Reiſer zuſammen und begann, ſich an einem abgelegenen Orte ganz beſcheiden ein kleines, einſchläferiges Neſt zu bauen.

Als er das mit großer Mühe fertig geflochten hatte und es eben mit einer gewiſſen ſauerſüßen Genugthuung von einem höheren Zweige herab betrachtete, da rauſchte und krächzte durch die Luft ein ſo dichter Schwarm von Raben einher, daß die Sonne davon verdunkelt wurde.

Dieſer Schwarm flatterte jetzt von allen Seiten hernieder, bis ringsum alle Tannen von lauter ſchwarzen Raben kohlpechrabenſchwarz ausſahen.

In der Mitte, wie ein einzelner Lichtpunkt zwiſchen ſo viel Finſterniß, ſaß der weiße Rabe neben ſeinem Neſte und wußte nicht, was er davon halten ſollte.

Da flog ein großer, alter Kolkrabe auf ihn zu, ſetzte ſich ohne weitere Umſtände neben ihn und ſchnarrte ihn folgendermaßen an:

„So lange in dieſem Lande Raben gelebt haben, war es Brauch und Sitte, daß ſie mit ſchwarzem Gefieder bekleidet waren.

„Manche ſuchten ſchwärzer zu ſein als andere, aber abgeſehen von dem entarteten Lumpengeſindel, den Dohlen und Krähen, deren Gewand meiſt grau und verſchoſſen iſt, hat ſich ſeit Rabengedenken keiner von uns ſeines ſchwarzen Kleides geſchämt.

„Bis Ihr herkamet.

„Wie Ihr ausſeht, wißt Ihr ſelbſt am beſten.

„Ich ſehe Euch an und ſage: pfui!

„Wie es ſcheint, habt Ihr indes nicht Zartgefühl genug, das ſelbſt einzuſehen, daß Ihr nicht in unſere Geſellſchaft gehört, und deshalb hielten wir Rat und beſchloſſen, ernſtlich einzuſchreiten.

„Denn — bedenkt es! — wie würde das ſtehen, wenn jetzt nicht nur weiße, ſondern auch etwa veilchenblaue, reſedafarbene oder gar roſenrote Raben aus der Ferne herbeiflögen, um ſich hier breit zu machen!

„Da müßte man ſich endlich wohl gar noch ſcheuen, ſich mit ſeinem ehrbaren ſchwarzen Gewande blicken zu laſſen.

„Nein und abermals nein, dahin wollen wir es nicht kommen laſſen. Merkt es Euch, junger Herr, wer hier leben will, muß ſich an die Landesſitte halten."

Als der alte Kolkrabe dieſe Rede beendet hatte, flog plötzlich der ganze ſchwarze Schwarm herbei, riß im Nu

das Nest auseinander und machte Miene, dem weißen Kollegen alsbald die weißen Federn auszurupfen.

Aber jählings schoß der in die Höhe, dann, so schnell es anging, durch die Luft fort, immer weiter, bis er in ein ganz abgelegenes, ödes Felsthal erschöpft niedersank.

Da kauerte er sich ganz trostlos hin, betrachtete eine Zeit lang schweigend sein weißes Gefieder und schrie dann auf einmal laut auf: „Nun weiß ich, es ist nicht gut, weißer zu sein, als andere Raben! — O! — Weshalb hat mich meine Frau Mutter nicht schwarz auf die Welt gebracht!"

Als er dort noch ganz verzweifelt auf einem kahlen Felsblock saß und hoffnungslos in die blaue Luft hinauf starrte, flog zufällig eine Schar weißer Tauben vorbei.

„Ha!" rief er aus, „endlich finde ich Geschöpfe, die so weiß sind wie ich selbst, die muß ich näher kennen lernen, und ich hoffe, sie werden mich liebgewinnen."

Flugs erhob er sich, flog hinter den Tauben her und krächzte: „Wartet nur ein Weilchen, ich will auch mit."

Die Tauben jedoch fürchteten sich vor ihm, flatterten, so schnell sie nur konnten, auf das Jägerhaus zu und in den Taubenschlag hinein.

Der weiße Rabe jedoch folgte ihnen eilig nach.

Unten im Hofe stand der Förster, sah das mit an und traute seinen Augen kaum.

Schnell ließ er die Klappe des Taubenschlages niederfallen und stieg eilig hinauf, um den seltenen Fang zu holen.

Da griff er den weißen Raben, schleppte ihn in seine Stube hinab und schnitt ihm die Flügelfedern halb ab.

Von da an hatte es der weiße Unglücksrabe sehr gut.

Er wurde mit den ausgesuchtesten Bissen bewirtet, liebevoll gehegt und gepflegt und lernte bald sprechen wie ein Mensch.

Er dagegen gewann den Förſter ſehr lieb, flog mit ihm auf die Jagd, ſah deſſen Kinder und Kindeskinder und war der Liebling aller, die ihn kannten.

Nachdem er lange Jahre in dem freundlichen Jägerhauſe im dichten Odenwalde gelebt hatte, legte er ſich eines Tages hin und ſtarb.

Da wurde er mit großer Trauer begraben und ihm ein ſchöner Stein auf ſein ſtilles Grab geſetzt.

Auf dem ſtand in goldenen Buchſtaben:

„Hier ruht der weisse Rabe.
Auf Erden war nicht seinesgleichen.
Er hiess Jakob.
Friede seiner Asche!“ —

Der Blick der Liebe.

Im Reiche Aſſur lebte einmal eine Königin, die hieß Semiramis. Die war ſo ſchön, daß ſie niemals in einen Spiegel ſehen durfte, weil ſie ſich ſonſt in ſich ſelbſt verliebt haben würde.

Dafür war im ganzen Lande nicht ein einziger Mann, vom älteſten Prieſter des Baal Blephegoc an bis herab zum jüngſten Hirtenknaben, der ſich nicht in ſie verliebt hätte.

Aber die Königin Semiramis war wie die Sonne, die gleich warm und hell über alle herabſcheint, ohne einen Unterſchied zu machen; nie war es einem Manne gelungen, für ſie mehr zu bedeuten, als die anderen.

Der Ruf ihrer Schönheit verbreitete ſich über alle Länder der Erde, und ſo ſprach man auch davon in der ganzen Provinz Thaldäa.

Dort lebte ein weiſer Prieſter der Göttin Aſtarte, der kannte die Geheimniſſe des Himmels und der Erde, aber weil er den Geiſtern, die ihm die verborgene Weisheit erſchloſſen, zugeſchworen hatte, ſie nie für ſich zu verwenden, ſo dachte er, ſeinen Sohn durch dieſe magiſchen Mittel zum Schönſten und Glücklichſten aller Sterblichen zu machen.

Freundliche Genien bildeten die Geſtalt des Jünglings, ſodaß er bald ſchöner wurde als die Königin Semiramis, dazu verliehen ſie ihm die Gabe des Geſanges und der Dichtkunſt.

Der junge Phraortes lernte die Harfe zu ſpielen und ſo lieblich zu ſingen, daß ihn kein Menſchenkind anhören konnte, ohne in innerſter Seele davon ergriffen zu werden.

Als ihm nun ſo viel von der lieblichen Königin Semiramis und der prächtigen Stadt Niniveh erzählt wurde, da bat er ſeinen Vater, er möge ihn wandern laſſen, bis er Niniveh erreicht und die Königin geſehen habe, denn er wolle erproben, ob ihm nicht bei Hofe ſein Glück blühe.

Da rüſtete ihn ſein Vater für die Reiſe aus und entließ ihn mit vielen Ermahnungen und Segenswünſchen.

Er wanderte nun mit ſeiner goldenen Harfe durch das weite Land, und wo er erſchien, erfreute er alle durch ſeinen herrlichen Geſang und ſein Spiel.

Oft ward er gebeten, zu verweilen, aber es zog ihn unwiderſtehlich hin zu der herrlichen Königin, denn der Gedanke war in ihm entſtanden, er wolle ihre Liebe gewinnen.

Eines Tages gelangte er endlich in die unüberſehbar weite Stadt Niniveh und wandelte durch deren endloſe Straßen, bis er den prächtigen Königspalaſt erreichte.

Es hielt ihm ſehr ſchwer, Einlaß zu finden, aber ſeine große Schönheit war der Geleitsbrief, der ihm endlich doch die Thore öffnete.

Da ward er vor die Königin geführt, die, von ihrem Hofſtaate umgeben, in ihren ſchwebenden Gärten thronte.

Von der feenhaften Märchenwelt dieſer Wundergärten geblendet, nahte der Jüngling der Königin.

Aber was war die Herrlichkeit rings umher gegen ihre Schönheit!

Er ſah ſie tief ergriffen an und vergaß, ſich vor ihrem Throne niederzuwerfen, wie es Brauch und Sitte war in Aſſur.

Aber auch ſie war betroffen von ſeiner Schönheit, und freundlich winkte ſie ihm, näher zu kommen.

Da beſann ſie ſich, wer ſie ſei, und ihr Stolz erwachte, denn ſie wollte ihr Herz nicht durch einen Spielmann beſiegen laſſen.

Mit ihren wunderſchönen großen Augen blickte ſie ihn halb zornig an und fragte: „Was bewog Dich, vor dem Throne der Königin von Aſſur zu erſcheinen?“

„Dich ſehen,“ antwortete der Jüngling, indem er ſich jetzt vor ihrem Throne niederwarf, „und meine Kunſt vor Dir offenbaren. — Sage mir, was ich beſingen ſoll.“

Da lächelte die Königin und ſagte: „So ſinge mir, was das Schönſte iſt, was Du auf der ſchönen Erde geſehen haſt.“

Der Jüngling erhob ſich, griff in die Saiten ſeiner goldenen Harfe und ſang mit lieblicher und doch weithin tönender Stimme folgendes Lied:

„Es kam wie ein Traum über meinen Geiſt, als ich in deine Augen ſah, denn deine ſchöne Seele wehte mich an wie Blumenduft, ſo rein, ſo lieblich.

„Wenn der Morgenſtern blinkt, er leuchtet nicht ſo ſchön, und wenn das Meer ſich aufthut, es iſt nicht ſo tief.

„Deine Augen leuchten mir wie ein Sternbild, das den einſamen Wanderer leitet und ihn führt auf die rechte Straße.

„O daß ihr mich führtet durch das Dunkel der Nacht und durch die Schrecken der Finſterniß!

„Singe, mein Herz und ſchließe dich auf, denn die Liebe will Einzug halten.

„Da ist Schlummer, wo du nicht weilst, o Liebe, da wird es finster, wo dein Glanz erbleicht.

„Und wenn alle Blumen blühen, sie sind nicht so lieblich, und ob die Morgenröte sich erhebt, sie ist nicht so herrlich, wie das Licht deiner Augen.

„Seligkeit ist ihr Schimmer und Liebe ihr Schein.

„Dein Blick schließt den Himmel auf, und süß überschauert mich Ahnung ewiger Wonne.

„Nichts schöneres im Himmel und auf Erden.

„Mögest du mir ewig leuchten, seliger Blick der Liebe!"

So sang der Jüngling und schaute wonnetrunken empor in die Augen der Königin Semiramis.

Die war erglüht wie eine dunkle Rose, und hingerissen von der Gewalt des Gesanges rief sie aus: „Eins erbitte Dir! Das schwöre ich bei den Göttern Assurs, es soll Dir gewährt sein!"

Sie dachte dabei, er würde sie bitten, ihren Mund küssen zu dürfen und war heimlich gesonnen, es ihm mit Freuden zu gewähren.

Aber der Jüngling warf sich vor dem Throne nieder und rief: „Du schwurest es bei den Göttern Assurs, so will ich von Dir geliebt sein, ich verlange danach, daß Du mein Weib werdest."

Erschrocken hörten das die Fürsten des Hofes.

Bebend und finster sah die Königin ihn an, denn ob auch Liebe durch ihre Seele flammte, der Stolz, der noch von keinem Manne gebeugt war, bäumte sich in ihrem Herzen auf.

„Ich schwur es," sagte sie, „ich muß es Dir halten. Einen Tag und eine Nacht hindurch bin ich Dein Weib, aber morgen um diese Stunde fällt Dein schönes Haupt durch das Henkerbeil, — denn wie könntest Du König sein über Assur!"

Am andern Tage ſtand die Königin Semiramis auf der Terraſſe ihres Schloſſes und ſah ſtarren Blickes hinab in den Hof, und ſie ſah das Haupt deſſen fallen, dem ſie ihre Liebe geſchenkt hatte.

Bleich wie eine Lilie des Feldes ſtand ſie dort und wandte ſich nicht ab. Aber ernſt und traurig blieb ſie von da ab ihr Leben lang.

1059008

Das goldene Gewand.

Es lebte einſt ein Goldſchmied zu Granada in Andaluſien, der lachte, als ihm geſagt ward, der König ſei ſo reich, daß er ſich ein Kleid aus lauterm Golde habe anfertigen laſſen, ſodaß er vom Kopf bis zu den Füßen in Gold glänze und ſtrahle.

Da dachte der Goldſchmied bei ſich: „Das ſoll mir ein froher Tag ſein, wenn ich auch ein ſo güldenes Gewand tragen kann, als wie der König.“

Und flugs ſetzte er ſich hin, ſpann, webte, feilte und hämmerte, bis das goldene Kleid fertig war.

Da zog er es an, legte einen mit Edelſteinen beſetzten Gürtel um, ſetzte eine goldene Kappe auf und ſchnallte ſich goldene Schuhe an die Füße.

Da ſtrömte nun das ganze Volk von weit und breit in ſeinen Laden, um ihn anzuſtaunen, und dabei kauften ſie ſeine Vorräte ſo ſchnell hinweg, daß er oft kaum wußte, wie er ſie ſo ſchnell erſetzen könne.

Dabei wurde er nun in Jahresfrist der reichste Mann in Granada.

Als jedoch der König das erfuhr, ward er sehr mißmutig und ließ alsbald den Goldschmied vor sich kommen.

„Wie darf sich ein Handwerksmann unterstehen," so fragte er ihn mit finsterer Miene, „sich köstlicher zu kleiden, als ich selbst in aller meiner Pracht und Herrlichkeit?"

Da versetzte der Goldschmied bescheidentlich: „Das Gewand ist meiner Hände Arbeit, ich habe es gesponnen und gewebt, geschmiedet und gefeilt, und ein guter Tag ist es mir gewesen, als ich mich darein kleiden konnte."

Aber der König blickte ihn ingrimmig an und entgegnete: „Gut, ich sehe, Du verstehst Dein Handwerk, denn das Kleid ist schöner, als ich je eines ersah. Wenn Du es indes tragen willst, so mußt Du erst mit mir kämpfen und mich im Zweikampfe besiegen, denn nur ein besserer als ich darf sich schöner kleiden. Fällst Du, so erlange ich Dein goldenes Kleid, falle ich, so bekommst Du das meinige und Reich und Krone dazu. Mache Dich also zum Kampfe bereit."

Da zitterte der Goldschmied am ganzen Leibe, denn mit Hammer und Feile wußte er behender umzugehen, als mit dem Schwerte und er dachte: „Das soll mir ein guter Tag sein, wenn ich wieder heil und gesund nach Hause komme."

Indessen trat ein Bote ein, der meldete: „Der Feind ist in das Land gebrochen."

Aber der König schwur: „Und wenn er das ganze Land versengt und verwüstet, ich will ihn nicht anders vertreiben, als in des Goldschmieds Kleide."

Da kam ein zweiter Bote, der verkündete: „Dein Volk steht gegen Dich auf.“

Und alsbald ein dritter, der rief: „Dein Sohn hat sich gegen Dich erhoben.“

Da wurde der König ganz rot vor Zorn und schwur: „Bei meiner goldenen Krone! — Erst will ich den Goldschmied besiegen, dann meinen eigenen Sohn, mein Land und den Feind. Man suche schnell ein altes rostiges Schwert für diesen goldenen Menschen, denn er soll keine blanke Klinge in die Hand bekommen.“

Da ward überall nach einem alten rostigen Schwerte gesucht, aber ehe es noch gefunden war, kam der Feind vor die Thore, das Volk drang in den Palast, der Sohn trat vor den Vater und erschlug ihn, dann kam der Feind und erschlug den Sohn.

Da sah der gute Goldschmied, hier sei seines Bleibens nicht länger, rannte darum wie besessen nach Hause, kroch in sein Bett hinein und blieb mit seinem Gewande darin liegen, als die feindlichen Krieger hereinbrachen, um zu plündern.

Denen jammerte er aus seinem Bette heraus vor, er sei ein armer, kranker Mann.

Und weil er sich gar so kläglich gebärdete, hatten die Soldaten ein rechtes Mitleid mit ihm und nahmen nur ganz weniges von seinen Kostbarkeiten mit fort.

Als jedoch der fremde König in die Stadt zog und die ganze Geschichte erfuhr, da ließ er den Goldschmied holen und sagte: „Du bist Sieger, der Dich erschlagen wollte, liegt hier in seinem Blute, und weil er Dir sein goldenes Gewand, sein Reich und seine Krone versprochen hat, sollst Du das alles haben, damit sein letzter Spruch erfüllt wird.“

Da wurde denn der Goldſchmied König von Andaluſien und trug Sonntags ſein eigenes goldenes Kleid, Werktags jedoch das des erſchlagenen Königs, denn es war das geringere.

Und hat nachdem noch lange und friedlich regiert, und wenn er nicht etwa indeſſen geſtorben iſt, ſo regiert er heute noch.

Der Tanzbär.

Es war einmal ein Prinz, der hatte an nichts ſo große Luſt, als zu hüpfen und zu ſpringen im Reigentanze.

Nun geſchah es einſt, daß ſein Vater erkrankte und ſehr darnach verlangte, ſeinen Sohn zu ſehen.

Da ward aller Enden nach ihm geſucht, und endlich fand ihn ein Hofdiener im Rathauſe, allwo er bei einer frohen Hochzeit den Reigen anführte.

Der Diener trat mit trauriger Miene an ihn heran, zupfte ihn am Aermel und ſagte: „Hoher Herr, Euer Herr Vater, unſer allergnädigſter König iſt ſehr krank geworden, und von Stund an begehrt er, Euch zu ſehen. Da hat er allerorten hingeſchickt, Euch liebreich bitten zu laſſen, daß Ihr doch heimkehren möchtet, damit er Eures Anblicks froh werde.“

Da antwortete der Prinz: „Gehe flugs zurück und richte an meinen Herrn Vater die Beſtellung aus, es ſei mir ſehr leid, daß es nicht ſo wohl um ſeine Geſundheit ſteht, als ich es ihm von Herzen wünſche, aber ich laſſe ihn demütig bitten, er möge mir die Luſt nicht ſtören, denn ich tanze allhier mit der beſten Tänzerin im ganzen Königreich.“

Da ging der Diener bekümmert in das Schloß zurück und richtete dem Könige diesen Auftrag aus.

Der lag auf seinem Schmerzenslager und es war ihm so weh zu Sinne, als müsse sein letztes Stündlein kommen

Als er den Diener angehört hatte, grämte er sich sehr und sandte ihn nochmals fort, er möge doch den Prinzen inständig bewegen, zu ihm zu kommen.

Wie nun der Diener abermals in den Rathaussaal trat, sah er, daß der Prinz noch weit ärger sprang und tanzte, denn zuvor.

Aber der treue Diener faßte sich ein Herz, trat zu dem Prinzen hin und bat: „Hoher Herr, Euerm Herrn Vater ist sehr elend zu Sinne und da sehnt er sich aus der Maßen, Euch bei sich zu sehen, um mit Euch zu reden. Folget mir also zu ihm und lasset die Lustbarkeit hinter Euch."

Da ward der Prinz unwirsch und sagte: „Und wenn der König auf dem Totenbette läge, jetzund mag ich nicht kommen."

Und er tanzte die ganze Nacht hindurch, bis die Morgenröte durch die bunten Fensterscheiben in den Saal hineinschien.

Als der Prinz nun endlich daran dachte, sich auf den Heimweg zu begeben, sah er den Hofmarschall in den Saal treten.

Der trug einen schwarzen Flor um sein Gewand und schritt traurigen Blickes auf den Prinzen zu.

Da erschrak der Prinz und fragte: „Weshalb kommt Ihr zu dieser Lustbarkeit im Trauergewande? Ist etwa meinem Herrn Vater etwas Schlimmes begegnet?"

Der Hofmarschall sah ihn ernst und fest in die Augen und sagte: „Seid bereit, hoher Herr, das Schlimmste zu

erfahren: Das Leiden Seiner Majestät ist beendet. Er liegt zwischen vielen brennenden Kerzen auf einer Bahre und im ganzen Schlosse ist großes Wehklagen."

Da erbleichte der Prinz vor jähem Schreck und sagte: „Wie kann es sein, daß er gestorben ist, und war doch am Mittage noch froh und gesund!"

Der Hofmarschall aber antwortete: „Ich wünschte, Ihr wäret zu rechter Stunde gekommen, da er nach Euch schickte, denn er schied in großem Unfrieden von hinnen und fluchte einen gräßlichen Fluch: „Weil Ihr sprünget und hüpftet, indes er die Zeitlichkeit verlasse, solle es geschehen, daß Ihr in einen Tanzbären verwunschen würdet, damit Ihr tanzen müßtet mehr als Euch genehm wäre." — und als er das mit lauter Stimme gerufen hatte, sank er in die Kissen zurück und verschied.."

Der Prinz hörte das traurig an und bereute bitterlich, daß er nicht den letzten Wunsch seines Vaters erfüllt habe.

Als aber der Hofmarschall vor ihm niederkniete und sagte: „Ich huldige nun Eurer Majestät als der erste von allen, denn von Stund an seid Ihr König und Herr über das Land," da ermannte er sich und gab dem Marschall den Befehl, er möge sorgsam alles vorbereiten, was zu der Krönung erforderlich sei, er selbst wolle indessen einen Gang durch die frische Morgenluft machen, um seinen Schmerz zu bezwingen.

Der Hofmarschall also ging wieder in das Schloß zurück, der neue König aber verließ das Rathaus und schritt in einen Lusthain hinein, der das Schloß umgab.

Als er nun in tiefer Traurigkeit in dem Schatten der hohen Eichenbäume dahinging, empfand er ein gar seltsames Gefühl am ganzen Körper.

Es war ihm, als könne er nicht so hurtig gehen als zuvor und als ziehe und zerre etwas an seinem Gesicht.

Da wandelte ihm plötzlich eine große Lust an, sich auf die Hände niederzulassen und auf allen Vieren zu laufen, und alsbald sah er mit großer Verwunderung, daß er anstatt seiner schönen Tanzkleider einen zottigen Pelz trug, der ihm fest am Leibe angewachsen war, denn er war in einen Bären verwandelt.

Da schämte er sich sehr und vermeinte, so dürfe er sich nicht im Schlosse blicken lassen, trabte vielmehr auf das nächste Dorf zu und brummte in seinem Schmerze leise vor sich hin.

Da kam des Weges daher ein fahrender Gesell, der sah den Bären, warf ihm unversehens eine Schlinge um den Hals, zog diese hastig zu, — und da hatte er ihn gefangen.

Nun empfand aber der verwunschene Prinz, daß für ihn die gute Zeit vorüber sei, denn der fahrende Gesell lehrte ihn unter heillosen Flüchen und mit Hülfe einer starken Drahtpeitsche: wie, welchermaßen und inwiefern ein Bär tanzen müsse.

Da kam denn manch eine Art zum Vorschein, die hatte der Prinz früher nicht gekannt.

So mußte er einen Stock quer über den Nacken legen, dann die Vorderpfoten darüber hangen lassen und mit beiden Hinterfüßen zugleich auf und nieder hüpfen.

Das war aus der Maßen schwer.

Sodann auch durfte er sich auf die Vorderpfoten stellen und die Hinterbeine hinauf gen Himmel recken.

Auch lernte er die Kunst, Purzelbäume zu schlagen, sich tot zu stellen, Polka zu tanzen und noch manche andere Künste mehr.

Als nun die Lehrzeit um war und der Lehrling alles rechtmäßig begriffen hatte, da hub etwas anderes an.

Da stach ihm der Lehrherr ein Loch quer durch die Nase, zog einen Ring hindurch und band ein Seil daran.

An diesem Seil ward er von dannen geführt, immer von einer Lustbarkeit zur andern.

Aber ihm selbst war jede Lust vergällt, und zwar des eisernen Ringes halber; der hing ihm über die Schnauze hernieder, und wenn der nur hin und wieder baumelte, so empfand der arme Zottelbär großes Mißbehagen, wenn aber der fahrende Gesell daran zerrte und „hott!" oder „hü!" rief, dann war es ein Gefühl, als werde ihm sein dickster Backenzahn mit einer Feuerzange herausgezogen.

Eines jedoch hatte er erlangt.

Er vermochte so anmutig und lieblich zu tanzen, zu hüpfen und zu springen wie kein anderer Bär auf der ganzen Welt.

Wenn er auf Messen und Märkten, auf Kirmsen und Schützenhöfen seine Künste zeigte, so entstund ein Jauchzen und Johlen, ein Geschrei und Gelächter, daß kaum noch die Trommel des Führers zu hören war.

Dieses Jammerleben führte der Zottelbär mehrere Jahre lang, aber indes er sich abhärmte und mit dem Himmel haderte, ward der Bärenführer reich und sackte so viel Geld ein, daß er der Meinung ward, er wolle den Bären für ein mäßiges Stück Geld verkaufen und dann sich gemächlich hinsetzen, ein Weib nehmen, ein Haus bauen und von seinem Gelde leben.

Aber denen er seinen Meister Petz anbot, die konnten entweder seiner nicht gebrauchen, oder sie hatten kein Geld, ihn zu erwerben.

Nun geschah es einmal über Jahr und Tag, daß der fahrende Gesell in einem Wirtshause an der Heerstraße allzulange Rast gehalten hatte und sich so versäumte, daß er desselbigen Tages die nächste Stadt nimmer zu erreichen vermochte.

Da zog er mit seinem braunen Genossen vor eine Burg, klopfte an das Thor und begehrte Einlaß und Obdach.

Das ward ihm von dem Ritter bereitwillig zugestanden und ihm noch dazu eine Letzung verabreicht.

Am andern Morgen mußte der Bär zum Dank für Obdach und Bewirtung auf dem Burghofe seine Künste zeigen.

Da schaute der Ritter mit seiner Tochter und allem Gesinde mit großem Vergnügen zu.

Dieselbe Tochter war eine gar schöne und liebliche Jungfrau, die fand großes Wohlgefallen an dem Bären, lachte laut über seine drolligen Sprünge, war aber doch mitleidig und gab ihm allerlei Naschwerk zu essen.

Und weil sie gar eine so große Lust an ihm hatte, fragte der Ritter den Fahrenden, ob er ihm nicht für Geld und gute Worte den Bären überlassen wolle.

Da wurden sie schnell des Handels einig, und der Gesell zog wohlgemut mit einem Beutel voll Silberdenare seines Weges fürbaß, der Zottelbär aber blieb auf der Burg.

Da ward er sehr wohl gehalten, denn das Burgfräulein hatte eine rechte Zuneigung zu ihm gefaßt und fütterte ihn reichlich mit Früchten und Süßigkeiten.

Aber in dem Bären entstund alsbald eine so heftige Liebe zu ihr, daß er vermeinte, er müsse daran sterben.

Da erhob er sich oftmals und tanzte vor ihr und zeigte alle seine Künste wie Simson vor den Philistern, denn er wollte ihr seine Liebe erweisen.

Dabei hätte er manches Mal laut aufweinen mögen, denn er gedachte mit großen Schmerzen, wie er einstmals ein so schöner Prinz gewesen sei, daß er nun König des Landes sein würde und das gute Burgfräulein zum Weibe erlangen könne, wenn ihn sein Herr Vater eben nicht in einen Tanzbären verwunschen hätte.

Das ging so etliche Wochen fort.

Da kam ein Junker aus der Nachbarschaft auf das Schloß und begehrte das Fräulein von ihrem Vater zur Ehegenossin.

Der sagte sie ihm auch bereitwillig zu und wollte nichts davon hören, als seine Tochter ihn flehentlich bat, sie nicht dem ungeliebten Manne zu geben.

Des Abends jedoch, als der Vollmond recht mild und freundlich herniederschien, begab sie sich in den Hof hinab, ging zu ihrem Bären, weinte und klagte ihm ihr ganzes Herzeleid.

Der sah sie recht traurig an und die hellen Thränen rannen ihm über sein Angesicht herab.

Da umhalste sie ihn und rief aus: „Wärest Du nicht eine unvernünftige Kreatur, sondern ein Mensch, ich glaube, Dich würde ich lieben und keinen andern.

Da überkam den Bären ein eigentümliches Ziehen in allen Gliedern, er reckte und dehnte sich, und auf einmal stand er in seinen prächtigen Tanzkleidern als Prinz vor ihr, denn ihre Liebe hatte ihn erlöst.

Alsbald erzählte er ihr seine ganze Geschichte und sie herzten und küßten sich und gelobten sich einander ewige Treue.

Und als sie vor den Ritter hintraten, mußte der wohl oder übel einwilligen und dem Junker einen gar höflichen Absagebrief senden, denn seinem Herrn und Könige durfte er sein Kind nicht versagen.

Da kehrte nun der Prinz als König in ſein Schloß zurück, ward mit großem Jubel empfangen und richtete alsbald ein glänzendes Hochzeitsfeſt her.

Jedoch als er mit ſeinem jungen Weibe an die Spitze des Reigentanzes trat und die Trompeter eben anhuben, luſtig dreinzublaſen, da hielt er plötzlich an und es fiel ihm ein, wie er ſo oft als Bär ohne ſeinen Dank habe tanzen müſſen.

Alsbald überkam ihn eine große Unluſt gegen alles Hüpfen und Springen und er that laut und feierlich einen Schwur, er wolle von Stund an niemals wieder tanzen, und das hat er gehalten bis an ſeines Lebens Ende.

Der Thränenbaum.

Zu den Zeiten des großen Kaiſers Karolus lebte ein Ritter in Frankreich, der ſchien den Frauen häßlich zu ſein, denn ein hartes Geſchick hatte ihm die Spuren des Leidens und vieler Sorgen tief in das Geſicht gegraben.

Dennoch fand er eine liebevolle, ſtille Frau, die alles Elend ergeben und ohne Klage mit ihm trug, bis ſie ſtarb und ihm eine blühende Tochter hinterließ.

Der Ritter lebte auf ſeinem Schloſſe in großer Armut, hatte keine Freunde, nur Wenige waren zu finden, die ihn jemals froh geſehen hatten, und niemals lachte er.

Als er ſo in ſteter Not und ewigem Mißgeſchick dahin lebte, da that er ein Gelübde, bevor jemand die Hand ſeiner Tochter erlange, ſolle er erſt ſein ganzes trauriges Geſchick erfahren.

Aber jeder, der die Erzählung ſeines Elends geduldig mit angehört hatte, zog ſich zurück, denn keiner wollte einen ſo verbitterten und gequälten Mann zum Schwiegervater haben.

Die unglückliche, ſehr ſchöne Tochter trug ihr hartes Los in Trauer, und weil ſie einſah, daß es undenkbar

ſei, daß ſie auf dieſe Weiſe einen Mann erlange, faßte ſie den Entſchluß, dem Irdiſchen zu entſagen und eine Nonne zu werden, um ſo wenigſtens den väterlichen Schlägen und Scheltworten zu entgehen.

Aber der Vater fuhr ſie hart an und ſagte: „Das Kleid, das Du trägſt, iſt ein härteres Bußkleid, als es je in einem Kloſter getragen wurde, deshalb ſollſt Du bei mir bleiben."

Das ſah die Tochter wohl ein und beſchloß, es ſo zu halten, als ob ſie im Kloſter lebe.

Sie begann ſehr viel zu beten und zu ſingen, denn faſten mußte ſie ohnedies mehr, als nöthig war.

Da traf es ſich, daß zuweilen ein benachbarter junger Ritter auf die Burg kam.

Der konnte das Fräulein nie anſehen, ohne ſtill zu beten, denn ſie erſchien ihm wie eine Heilige.

Er liebte ſie und doch wagte er nicht, auch nur daran zu denken, daß er ſie gewinnen könne.

Dem Vater war das leid, und er ſchlug die Tochter dafür, daß ſie ſo fromm wie eine Heilige lebe, anſtatt einen rechtſchaffenen Mann zu gewinnen.

Als der Ritter das erfuhr, beſchloß er doch endlich, ſie aus dieſem jammervollen Leben zu erlöſen.

Er kam alſo eines Tages zu dem Vater und hielt um ihre Hand an.

Der Alte jedoch beſtand darauf, er müſſe zuvor alles Leid und Elend erfahren, das er in ſeinem kummervollen Leben erduldet habe.

Der Ritter hörte ihn mit großer Traurigkeit an, dann aber gab auch er den Gedanken auf, die ſchöne Maid heimzuführen und aus ihrem Elend zu erlöſen, denn er dachte, das Unglück ihres Hauſes ſei ein Fluch, der leicht auf ihn übergehen könne.

Von Stund an blieb er fort.

Da ſang und betete die arme Maid noch weit mehr, als vorher, ward blaß und härmte ſich ab, denn ſie hatte den Ritter ſo lieb gewonnen, daß ſie ohne ihn nicht länger leben mochte.

Da brach ihr das Herz und ſie ſtarb.

Auf ihr Grab ließ der Vater einen Baum mit weißen Roſen pflanzen, und wenn die blühten, tropften Thränen daraus hervor und benetzten den Grabhügel.

Da ward es der ungetreue Ritter gewahr, daß ſie aus Liebe zu ihm geſtorben ſei und pilgerte oftmals hin zu ihrem Grabe, um dort zu beten.

Und einſt, als die Roſen wieder blühten, ging er nicht wieder heim, denn er lag tot über dem Hügel und aus den weißen Roſen fielen die Thränen leiſe auf ihn nieder.

Da iſt er denn an ihrer Seite begraben worden, aber ſeine Seele lebt nun in Ewigkeit mit der vereint, deren treue Liebe er im Leben nicht geſehen hatte.

Nikanor.

In der Stadt Sparta in Griechenland lebte ein Jüngling, der hieß Nikanor.

Der war der erſte aller beim Ringkampfe, Scheibenwerfen und Roſſelenken und galt für einen der tapferſten der tapfern Söhne Lakedämons.

Nun kam einmal ein lydiſcher Sänger durch Sparta, der ſang auf dem Marktplatze zur Lyra von der Gewalt der Göttin Aphrodite, wie ſie in der Menſchen Herzen die Liebe lege, die ſtärker ſei, als eherne Waffengewalt, wie ſie die männermordenden Helden beſiege, daß ſie ſanft zu ihren Füßen hinſänken und des Streites vergäßen.

Der gute Nikanor hörte das gläubig mit an, aber doch ſchien es ihm ganz etwas Neues, daß ein tapferer Krieger durch die Liebe ſo ſehr überwältigt werden könne.

Er wenigſtens vermochte ſich keine rechte Vorſtellung davon zu machen.

Weil er jedoch ein ſehr wißbegieriger Jüngling war, beſchloß er, der Sache auf den Grund zu kommen.

Er begab sich sofort in den Tempel der schaumgeborenen Göttin, opferte eine Hand voll Weihrauch und betete zu ihr, sie möge ihn belehren, worin eigentlich das Wesen der Liebe bestehe.

Da erschien sie, lieblich, in hellem Strahlenglanze und sah ihn lächelnd an.

„Du hast mir nie Weihgeschenke gebracht," sagte sie, „ernst und ohne Sehnsucht batest Du mich, Dir das Geheimnis der Liebe zu offenbaren. Dein Schutzgott ist der männermordende Ares, gehe zu dem, daß er Dir seine Geheimnisse enthülle.

„Noch ist Dein Sinn zu rauh, die zarten Blumen der Liebe können noch nicht darin gedeihen, und schildern läßt sie sich nicht, man muß sie fühlen."

Dann verschwand sie.

Als Nikanor wieder aus dem Tempel hinaus ging, da dachte er bei sich:

„Wenn nicht einmal die Göttin der Liebe zu sagen weiß, was Liebe ist, so muß ich sehen, wie ich es auf anderem Wege erfahre."

Stehenden Fußes ging er zu einem Philosophen, der drei Jahre lang ein Schüler des weisen Sokrates gewesen war und jetzt den rauhen Söhnen Lakedämons für Geld und gute Worte so viel Weisheit lehrte, als er immer nur selbst besaß.

Dem legte Nikanor drei Drachmen auf den Tisch und bat ihn, es ihn zu lehren, was denn eigentlich Liebe sei.

Der Philosoph kam gleich ins rechte Fahrwasser, erzählte erst als Einleitung, wie und auf welche Art die Welt entstanden sei, daß Liebe und Haß eben jene zwei Grundelemente bildeten, durch welche das nicht Bestehende

werde und das Bestehende vergehe, daß Liebe eben nichts anderes sei, als die Kraft der Anziehung, Haß aber die des Abstoßens.

Mehr wußte der Philosoph selbst nicht darüber zu sagen.

Der Jüngling verließ ihn ohne große Befriedigung und beklagte die drei Drachmen, die ihm diese neue Weisheit gekostet hatte.

Aber er hoffte, es über kurz oder lang doch noch in Erfahrung zu bringen, was er eigentlich zu wissen wünschte.

Kurze Zeit darauf zog er mit vielen andern nach Olympia zu den großen Festspielen.

Aus diesen ging er als einer der ersten Sieger hervor, wurde bekränzt und von den Vertretern ganz Griechenlands gefeiert und angejubelt.

Bei diesen Spielen war auch die schöne Laïs zugegen, die ja bekannt dafür war, daß sie sich ganz dem Dienste der Aphrodite geweiht und die Liebe geradezu als Lebensaufgabe erwählt habe.

Zu der ging Nikanor hin und bat sie, ihn darüber aufzuklären, worin das Wesen der Liebe bestehe.

Die faßte das ganz falsch auf und erbot sich, es ihm für ein Talent Goldes praktisch beizubringen.

Er jedoch wollte es nur theoretisch wissen, überdies war ihm denn doch ein Talent Goldes ein zu hoher Preis, um seine Wißbegier zu befriedigen.

Er kehrte also wieder nach Sparta zurück, ohne das Geheimnis der Liebe entschleiert zu haben.

Zufällig lernte er bald darauf ein junges Mädchen kennen, das hieß Melittion und wußte von der Liebe so wenig, als er selbst, ja eigentlich noch weniger.

Dennoch hielt er es für gut, mit ihr darüber zu reden, und es war ein Wunder: dieſes unwiſſende Mädchen brachte ihm eine beſſere Vorſtellung davon bei, als Laïs, der Philoſoph und Aphrodite ſelbſt zuſammengenommen.

Sie wurde ſeine Braut und nun erfuhr er, wie waffengewohnte Männer denn doch durch die Gewalt der Liebe beſiegt werden können.

Jetzt war Nikanor zufrieden.

Ein Schiedsspruch.

Zu Zeiten des Königs Rehabeam lebte eine junge Frau in der Stadt Jeruſalem; die weinte einmal ſo heftig, daß die Befürchtung nahe lag, ihre weit und breit bekannte Schönheit werde darunter leiden.

Sie hatte dagegen geſtritten, gezankt, geſchrieen, getobt, aber es half ihr alles nichts.

Zum erſtenmal, ſeit ſie verheiratet war, hatte ihr Mann ſeinen Willen durchgeſetzt.

Der ganze Hergang iſt aber folgender:

Ihr Mann hatte von ſeinem Vater ein altes Haus geerbt, in dem ſich ein Gewölbe befand, das mit Leinenzeugen und ſyriſchen Purpurgeweben gut gefüllt war.

Dieſes Verkaufsgewölbe lag nach der Seite des Thales Beth Himon zu, an einer jener Hauptſtraßen, die von verſchiedenen Seiten dem Berge Moriah zuführten, auf welchem der vom König Salomo erbaute prächtige Tempel lag.

In dieſer Straße war ein ſehr lebhafter Verkehr, und ſo war es dem Linnenhändler Ruben möglich, das von ſeinem Vater ererbte beſcheidene Vermögen zu verdoppeln.

Jetzt plagte ihn aber der Ehrgeiz.

Er strebte danach, in jungen Jahren so reich zu werden, um das alte unscheinbare Elternhaus verkaufen zu können und sich dann nach der Seite des Thales Josaphat zu in der Nähe des prächtigen Königsschlosses einen Palast zu errichten, denn er gehörte dem Stamme Ephraim an, war ein direkter Nachkomme des keuschen Joseph und hielt sich für berechtigt, eine Rolle in Israel zu spielen.

Weil er nun einsah, daß sein Leinen- und Purpurhandel ihn nicht leicht früher an dieses Ziel bringen werde, bis er nebst seiner Frau alt und grau geworden sei, so beschloß er, einen schneller zum Ziele führenden Weg einzuschlagen.

Er nahm also die Hälfte seines Vermögens, reiste damit nach Tyrus, kaufte eine Schiffsladung von allerhand billigem Tand ein und mietete ein schönes, zweireihiges Ruderschiff, das den Namen Sandon führte.

Seiner Frau, auf deren Treue er sich felsenfest verlassen zu können glaubte, war eine dunkle Ahnung aufgestiegen, als ob ihr Mann auf etwas Unerhörtes sänne; ehe sie jedoch noch herausbekommen hatte, was er eigentlich vorhabe, kam er plötzlich aus Tyrus zurück, erklärte, er habe eine Reise nach dem fernen Abendlande vor, nahm Abschied und reiste wieder ab.

Wie schon erwähnt, die Frau jammerte, tobte, ward ohnmächtig, — es war alles vergebens.

Ruben glaubte genug gethan zu haben, daß er sie dem Schutze seines treuen Jugendfreundes Simon empfohlen hatte, der seinem Leinengewölbe gegenüber ein Geschäft mit Perlen und Edelsteinen betrieb und nicht nur ein reicher, sondern auch ernster und ehrbarer Mann war.

Ruben befand sich also bald darnach auf seinem Schiffe Sandon, das über das weite Meer den Säulen des

Herkules zusteuerte, um in dem dortigen Silberlande seine Tandartikel gegen gediegenes Silber umzutauschen, das die dortigen Wilden sehr gering achteten, während es in Jerusalem ein sehr kostbarer Gegenstand war.

Täglich lehnte er sich neben dem Steuer an die Schiffsbrüstung, schaute sehnsüchtig nach der Gegend des gelobten Landes und dachte an sein Weib Recha und an den getreuen Freund Simon, der hoch und teuer gelobt hatte, die arme Verlassene zu schützen und vor allen Unfällen zu behüten.

Dieser gute Simon nahm indessen seine Aufgabe keineswegs leicht.

Täglich kam er einige Male herüber, um die schöne Recha zu trösten und ihr bei allen Angelegenheiten mit Rat und That an die Hand zu gehen.

Dieser tägliche Trost blieb nicht ohne bedeutenden Erfolg.

Nach Verlauf weniger Monate hatte sich die schöne Recha völlig in ihr Schicksal ergeben.

Sie blühte wieder auf, sang, lachte und war das Entzücken aller Kunden, die von weit und breit kamen, um bei ihr ihre Vorräte an Leinenzeugen und Purpurstoffen einzukaufen.

Simon wurde bald gewahr, daß er sich jetzt einfach lächerlich machen würde, wenn er die schöne Nachbarin noch länger mit Trostgründen aufmuntern wolle; daher verfiel er auf mancherlei, was ihm sein guter Freund Ruben nicht aufgetragen hatte.

Er begann, ihr allerlei Angenehmes zu sagen, ihr kleine Geschenke zu bringen, sie oftmals ganz verliebt anzublinzeln, und als Recha darüber nicht zürnte, sondern ihm auf halbem Wege entgegenkam, faßte er sich eines Tages

einen frischen Mut und küßte sie unversehens ganz herzhaft auf ihre vollen, roten Lippen.

Recha schlug ihn zwar dafür ins Gesicht, aber sie lachte dabei laut auf, was Simon für ein so gutes Zeichen ansah, daß er nach kurzer Zeit diesen Streich wiederholte und zwar dieses Mal ohne eine Ohrfeige zu erhalten.

Wer weiß, wohin das noch geführt haben würde, wenn sich nicht ein wohlwollendes Schicksal des fernen Ruben mitleidig angenommen hätte.

Simon bekam ein Schreiben aus Tyrus mit der Nachricht, daß aus dem Lande Ophir ein Handelsschiff mit einer Ladung von Perlen, Diamanten und andern Kostbarkeiten angelangt sei.

Diese gute Gelegenheit durfte er nicht versäumen.

Er nahm betrübt von der schönen Nachbarin Abschied und reiste eilends nach Tyrus ab.

Recha war abermals verlassen und trauerte wieder, aber dieses Mal nicht um ihren Mann, sondern um den getreuen Freund und Nachbar Simon, denn es schien ihr, daß sie bald den guten Ruben gar nicht mehr vermissen würde, wenn dessen Jugendfreund fortführe, sie so liebevoll zu behandeln.

Derweil zog Simon durch die Landschaften Samaria und Galiläa in großer Eile der phönizischen Küste zu.

Recha zählte ungeduldig die Tage, die er noch vermutlich ausbleiben werde, betete für ihn, daß er nicht den heillosen Straßenräubern in die Hände fallen möge, und benahm sich im Übrigen ganz, wie es einer Frau geziemt, deren Mann nach Hispanien gereist ist.

Eben, als nach ihrer Berechnung der Tag der Rückkehr kommen mußte, trat auch richtig eines Morgens Simon in den Laden ein.

Sie flog ihm entgegen, aber gegen jede Erwartung war er nicht liebevoll und zärtlich, sondern stand ernst und betrübten Angesichts vor ihr da.

„Simon," rief sie erschreckt aus, „was ist mit Dir?"

„Was wird mit mir sein?" sagte dieser und sah unsichern Blicks beiseite, „ich bin gesund und heil wieder angekommen."

„Simon," fragte sie, „haben Dir die Räuber Deine Diamanten und Perlen abgenommen?"

„Nein, Recha," entgegnete er, „die Perlen und Diamanten hat mir niemand abgenommen, die liegen drüben wohlverwahrt in meinem Laden."

Recha sah ihn verwundert an.

„Es ist Dir etwas geschehen," behauptete sie mit Bestimmtheit, „sag's nur gerade heraus, Simon."

„Nun — was wird mir geschehen sein?" sagte er ausweichend, „ein Halsband hab ich Dir mitgebracht, das ist mit echten Saphiren besetzt und in der Mitte ist ein großer Rubin, der ist hell und rot wie Dein Mund."

Er kramte nun das Halsband aus und nestelte es ihr selbst fest.

Recha war außer sich vor Freude, umarmte und küßte ihren treuen Freund und betrachtete sich dann wohlgefällig in einem Handspiegel.

Nachdem sie sich aber genügend davon überzeugt hatte, daß ihr das Halsband vorzüglich stehe, trat sie wieder zurück, sah Simon lange fragend an und sagte:

„Es ist etwas nicht richtig mit Dir, Simon, Du siehst so jammervoll aus wie ein Klageweib, Du mußt es jetzt gestehen, was Dir begegnet ist, denn ich will es wissen."

Dagegen wußte Simon keinen Einwand vorzubringen.

Er setzte sich auf einen Schemel und begann dann folgendermaßen mit seinem Bericht:

„Die Männer von Tyrus sind wie die Enten, halb leben sie auf dem Wasser, halb auf dem Lande. Nun lügen sie zwar mehr als billig, aber sie wissen doch auch vieles über ferne Länder zu erzählen.

„Sobald ich meine Geschäfte abgeschlossen hatte, ging ich, um mir eine Kurzweil zu machen, in eine der Schenken, in denen die Schiffersleute ihren Lohn zu verzehren pflegen. Nachdem nun allerlei geredet war, fiel es mir auch bei, nachzufragen, ob keiner von ihnen etwas über den Sandon wisse, auf dem Ruben nach Gades gefahren ist."

Als Simon mit seinem Bericht so weit gekommen war, hielt er damit plötzlich inne und betrachtete starr und finster die schönen Fliesen, mit denen der Fußboden gepflastert war.

„Nun?" fragte Recha mit gespannter Erwartung, „der Sandon? was hast Du über dieses verwünschte Schiff erfahren?"

„Recha," sagte Simon mit feierlicher Stimme, „Du bist ein kluges Weib, Du bist ein gescheites Weib, Du wirst es hinnehmen, wie es der Gott unserer Väter Dir beschert hat. Der Sandon ist an der Küste Siziliens mit Mann und Maus gestrandet und in den Wellen untergegangen."

Recha entsann sich plötzlich, daß der gute Ruben immerhin ihr Mann gewesen sei, sie schrie grell und laut auf, zerraufte sich ihr rabenschwarzes Haar und jammerte, daß es einen Stein hätte erbarmen müssen.

Simon ging indessen mit zur Erde gesenktem Blick ratlos im Gewölbe auf und nieder.

Plötzlich packte ihn Recha mit beiden Händen an den Schultern und schrie: „Gesteh' es nur, die Schiffer logen. Du sagtest ja, sie seien Lügner."

Simon blieb stehen, suchte gelassen in seiner großen Ledertasche umher und zog endlich ein Pergament hervor; das war von einem Richter in Tyrus ausgefertigt und bezeugte schwarz auf weiß, daß das Schiff Sandon nebst der ganzen Bemannung untergegangen sei. Unter dem Dokument waren etliche Krähenfüße hingekleckst, das waren die Unterschriften der Schiffer, die den Schiffbruch mit ihren eigenen Augen angesehen hatten.

Da war allerdings jeder Zweifel beseitigt.

Von dieser Stunde an mußte Simon wieder von vorn anfangen.

Er kam täglich einige Male herüber, tröstete und tröstete, bis nach einigen Monaten sich Recha endlich wieder völlig beruhigt hatte und anfing zu singen und zu lachen.

Nun hielt es Simon für gut, auch wieder wie früher den Angenehmen zu spielen und nach Verlauf eines halben Jahres war er richtig so weit gekommen, um sich in aller Stille mit der schönen Nachbarin zu verheiraten.

Er verkaufte sein Haus, zog mit seinen Kostbarkeiten hinüber in das des ertrunkenen Ruben, und wenn seine Frau ihre Purpurgewebe und Linnenzeuge verkaufte, saß er an der andern Seite des Ladens bei seinen Perlen und Juwelen.

Das Geschäft blühte, das junge Ehepaar war überglücklich, und an den guten Ruben dachte bald keine Menschenseele mehr; man nahm an, die Haifische hätten ihn gefressen. —

Nun war einmal ein recht stürmischer Winterabend.

Der Regen prasselte hernieder, der Sturm heulte, das Gebälk des Hauses knackte.

In der Nachbarschaft hatte der Sturm einen Fensterladen aufgerissen und schleuderte ihn mit schrecklichem Gekrach

bald herüber, bald hinüber, dazu wimmerte es den Kamin herunter, als ob einige Teufel darin säßen und Gesangsübungen anstellten.

Wie gesagt, es war ein unheimliches Wetter.

Der Laden war geschlossen, aber Recha weigerte sich entschieden, zu Bett zu gehen.

Sie saß bei ihrem Simon am brennenden Kaminfeuer, schmiegte sich zitternd an ihn, fürchtete sich und erwartete, er solle sie vor allen Stürmen und Ungewittern beschirmen und behüten.

Simon kramte denn auch seine ganze Ueberredungskunst aus, um ihr die thörichte Furcht auszureden.

Nun fuhr auf einmal der Sturm von oben her in das Feuer hinein und blies eine dicke Rauchwolke ins Gemach.

Gleichzeitig fuhren Beide mit einem jähen Schrei plötzlich von ihren Sitzen in die Höhe, denn es wurde laut und heftig gegen die Ladenthür geklopft.

„Du wirst sehen," schrie Recha, „es ist der Geist meines verstorbenen Mannes, der sich meldet."

„Das sind Ammenmärchen," brummte Simon unwillig. „Was hat der Geist des toten Ruben hier noch zu suchen? Sei gescheit, der Sturm hat gegen die Thür gestoßen."

Sie hatten sich eben wieder hingesetzt, und Simon begann, seiner Frau offen darzulegen, was er eigentlich von solchen Gespenstergeschichten halte, als beide abermals in die Höhe fuhren, denn es pochte jetzt noch weit heftiger an die Thür als vorher, und nun erhob sich draußen auch eine klägliche Stimme und schrie:

„Recha, mein Weibchen, mein liebes Turteltäubchen, schließe mir auf, — ich bin's! — ich! — Dein Mann, Dein Ruben!"

Das glückliche Paar sah sich an und ihre Gesichter waren bleich wie der Kalk an der Wand.

Keins von beiden wußte, was es sagen sollte.

„Gerechter Gott," murmelte endlich Simon, „er ist's."

Da klopfte es wieder und rief: „Laß mich ein, mein Schäfchen, mein Kleinod, — ich bin's ja, — der Regen löst mich auf und der Sturm bläst mich fort."

Simon faßte sich endlich ein Herz, ging an das Fenster, zog einen Schieber an dem hölzernen Fensterladen in die Höhe und streckte seinen Kopf hinaus.

„Wer heult denn da draußen wie ein verlaufener Hund?" fragte er.

„Ach Simon," rief der unglückliche Ruben, „Du bist es, Du mein bester Freund. — Ich komme zurück, arm und elend; laß mich ein, ich will alles erzählen. — Aber wie kommst Du in mein Haus?"

„Dein Haus?" entgegnete Simon sehr unwirsch, „das ist jetzt mein Haus."

„Aber meine Recha, mein Weib!" rief Ruben in heller Verzweiflung aus, „sag' mir nur, wo ist mein Weib?"

„Schweig, Du Schreihals," entgegnete Simon, „hier kann nur von meinem Weibe die Rede sein, denn die schöne Recha ist jetzt mein Weib."

Ruben meinte, er müsse unsinnig werden.

„Wie kann das sein?" schrie er, „ich bin doch ihr Mann?"

„Ach was," antwortete Simon mit harter Stimme, „wie kannst Du ihr Mann sein? Das bin ich. — Denn ihr früherer Mann, der Tagedieb, ist nebst seinem Schiffe Sandon an der sizilischen Küste gestrandet und elendiglich ersoffen. Also scher Dich nur wohin Du willst. In diesem Hause ist kein Platz für Dich. — Ich habe ein gerichtliches Zeugnis, von ehrlichen Schiffersleuten aus Tyrus unterzeichnet, das beweist rechtsgültig, daß Du überhaupt gar nicht mehr lebst."

Dann zog er den Kopf zurück, riegelte den Schieber am Fensterladen wieder zu und ließ den unseligen Ruben draußen stehen in Sturm und Regen.

Der blieb zunächst, wie vom Donner gerührt, eine Weile vor der Schwelle seines eigenen Hauses stehen, dann lachte er grell auf und begann wie ein Narr durch die Straßen der Stadt Jerusalem zu rennen.

Einmal über das andere Mal schlug er sich vor die Stirn, jammerte nach seinem Weibe und seinem schönen Hause, das ihm jetzt begehrenswerter schien, als alle Paläste bei dem Berg Moriah, und verwünschte zur Abwechslung seinen getreuen Freund Simon, der offenbar die schöne Recha weit besser beschützt hatte, als ihm aufgetragen war.

Gegen Morgen legte sich das Ungewitter, und bald trat hell und strahlend die Sonne hinter dem Gewölk hervor.

Da begab sich Ruben vor den Palast des Königs und forderte Einlaß.

Alsbald wurde er vor den König geführt und begann, ihm sein ganzes Herzeleid zu klagen: wie er Schiffbruch erlitten, alle sein Hab und Gut eingebüßt, dann in Messana als Knecht gearbeitet habe, um die Summe für die Rückfahrt zu erwerben, und wie ihm sein treuloser Freund indes Weib und Haus entwendet habe.

Der König saß nachdenklich auf seinem prächtigen Throne, hörte alles mitleidig mit an und gab dann Befehl, das Paar durch seine Leibwache herbeizuführen.

Als dieses angelangt war, forschte er zunächst genau nach allen Umständen und fragte dann die Frau, welchem der beiden Männer sie selbst denn eigentlich den Vorzug gebe?

Da besann sich Recha und antwortete, der erste Mann sei ihr noch immer sehr lieb, obgleich er leichtsinnig sein

halbes Vermögen eingebüßt habe. Daran sei er allein schuldig, denn sie, das dürfe sie beschwören, sie habe alles versucht, ihn im Lande zurück zu halten.

Aber den andern habe sie ebenso lieb, und der gelte auch in der ganzen Nachbarschaft als ihr rechter Mann. —

Da wandte sich der König an die beiden Männer und fragte, ob nicht einer von ihnen gutwillig auf die schöne Recha verzichten wolle.

Aber jeder der beiden schwur hoch und teuer, ehe er darauf einginge, wolle er den Nebenbuhler erschlagen.

Der König sah lange schweigend und nachdenklich die schöne Recha an, dann sprach er:

„Am meisten scheint das Recht für den ersten Mann zu sein, aber auch der zweite ist in vollstem Rechte, da er ja ein gültiges Zeugnis hatte, sein Freund sei ertrunken. Wenn ich es also recht überlege, weiß ich nicht, wem ich sie zusprechen soll, denn es gäbe Mord und Totschlag und ein ärgerliches Gerede.

„Da nun Recha in der That sehr schön ist, so will ich jedem der beiden Männer hundert Seckel Silber geben, aber die schöne Recha nehme ich für mich."

Und so geschah es.

Die beiden Nebenbuhler versöhnten sich, wurden wieder die besten Freunde und schimpften nun gemeinsam auf den König.

Der aber behielt die schöne Recha.

Der Weg des Glücks.

In einem kleinen Dorfe lebte einmal ein armer Schulmeiſter.

Der ſtand in einer lauen Maiennacht am offenen Fenſter, der Flieder duftete herein, eine Nachtigall ſchlug in der Nähe, und oben am Himmel flimmerten und funkelten die Sterne.

Er ſah hinauf und rief:

„Wie ſtehe ich ſo arm und einſam in dieſer wunderſchönen Welt, kein freundlicher Engel hat meinen Lebensweg mit Blumen beſtreut, kein guter Genius hat mich dem Glück entgegengeführt, das ich ſuchte und doch nicht fand.“

Da fiel ein heller Schein auf ihn nieder, denn ein ſeliger Geiſt berührte ihn, und eine liebliche Stimme rief ihm zu: „Sei getroſt, mein Segen ſoll Dich durch das Leben führen, ich will Dir nahe ſein und Dich den Weg des Glückes führen, der Dir verborgen blieb.“

Da legte ſich der Schulmeiſter ſtill und ſelig zu Bett und träumte die ganze Nacht davon, er ſei reich, habe ein Schloß mit großem Park wie der adelige Gutsherr und ganze Scharen von Dienern flögen hin und her, um ſeine Befehle auszuführen.

„Schade," ſagte er am andern Morgen, als er erwachte, „ſchade, daß es nur ein Traum war!"

Indeſſen war es wenigſtens Sonntag, und anſtatt Schule zu halten, durfte er in der Kirche die Orgel ſpielen.

Am Nachmittage hielt er es jedoch nicht in ſeiner einſamen Wohnung aus, ſondern begab ſich auf die Wanderſchaft nach dem nächſten Dorfe, um dort ſeinen Kollegen zu beſuchen.

Der war Witwer und faſt noch ärmer als er ſelbſt, aber er hatte eine wunderſchöne Tochter.

Als er ins Zimmer eintrat, errötete ſie und er auch.

Da fiel es ihm auf einmal ein: „Wenn Du Dir nun ein Herz faßteſt und ſie zu Deiner Frau nähmeſt?"

Sie ſchenkte ihm den Kaffee ein, ſie ſaß neben dem alten Klavier, als er wild darauf los phantaſierte und ſah ihn dabei recht fromm und innig an.

Dann führte ſie ihn in den Garten und zeigte ihm die ſeltenen Blumen, die ihr eine Tante aus der Stadt verſchafft und die ſie ſelbſt gezogen hatte.

Ueber ihn aber kam ein ſeltſame Begeiſterung, er redete wie ein Dichter, und ſie hörte ihm ſinnend zu.

Als aber nach einiger Zeit der alte Kollege aus dem Hauſe herauskam, um nach den Beiden zu ſehen, da fiel ihm vor Ueberraſchung faſt die lange Pfeife aus dem Munde, denn da ſtanden ſie, hielten ſich in den Armen, küßten ſich und hatten ſich eben verlobt.

Als der Schulmeiſter ſpät abends wieder heimkehrte, war er vor Seligkeit wie im ſiebenten Himmel, ſang, deklamierte, ſah zu den Sternen hinauf und gedachte liebevoll jenes freundlichen Engels, der verſprochen hatte, ihn den Weg des Glücks zu führen.

„Nun fehlte nur noch, daß ich das große Los gewänne," rief er aus, „damit ich meinem Weibe einen Palast bauen lassen könnte!"

Gleich am andern Morgen bestellte er sich ein Lotterielos, das nicht zu teuer war und doch einen hohen Gewinn versprach.

Als er jedoch nach einigen Wochen mit seiner Braut zur Trauung in die Kirche ging und mit einer jungen Frau am Arm wieder herauskam, da trat der Losverkäufer ihm entgegen und rief:

„O weh, das Los ist eine Niete gewesen!"

„Schadet nichts," sagte der Schulmeister, „es wäre sonst des Glücks auf einmal zu viel gewesen."

Nun vergingen herrliche Jahre.

Seine Frau machte aus dem einfachen Häuschen eine Feenwohnung, alles darin war blank und reinlich und ihre seltenen Blumen blühten darin.

Und erst schenkte sie ihm einen Sohn und später noch eine Tochter dazu.

Das wurden die hübschesten und freundlichsten Kinder in der ganzen Umgegend.

Die Tante in der Stadt starb und hinterließ ihrer Nichte ein bescheidenes Vermögen.

Das reichte eben aus, die Kinder in der Stadt in die Schule zu schicken.

Der Sohn besuchte ein Gymnasium, die Tochter eine höhere Töchterschule, und als sie sehr gebildet wieder heimkam, da dauerte es nur wenige Jahre, da hielt der Oberförster um sie an und sie wurde dessen glückliche Frau.

Der Sohn jedoch studierte, und als der alte Pfarrer des Dorfes starb, war er eben so weit, dessen Stelle zu erlangen. —

Indeſſen war der Schulmeiſter alt geworden und lag eines Tages krank darnieder.

Nachts, als eben ſein liebes Weib etwas eingeſchlummert war, ward es hell um ihn und er ſah jenen Engel vor ſich, der ihn den Weg des Glücks geführt hatte.

„Aber," flüſterte der Schulmeiſter, „arm bin ich geblieben, wenn auch unendlich glücklich. Ich dachte Du würdeſt mich reich machen."

Da ſah ihn der Engel liebreich an und ſagte:

„Ich führte Dich den Weg der Liebe. — Du liebteſt alle, alle liebten Dich, nie hat Haß oder Neid Dich berührt, nie hatteſt Du einen Feind, und ein Leben voller Seligkeit liegt hinter Dir. —

„Das Glück ruhte in Deiner Bruſt, es war ein Licht in Deiner Seele, das Dir alle Stunden Deines Lebens erleuchtete.

„Folge mir, Dein Geiſt iſt rein, er wird nun zu jenem Glück eingehen, das ohne Ende iſt."

Da weinte der Schulmeiſter vor Seligkeit und ſchlief dann friedlich für immer ein.

Seine Seele aber flog hinauf, um den Weg ewigen Glückes zu wandeln.

König Jothams Diener.

Als einſt der König Jotham über das Reich Juda herrſchte, bekam ein junger Mann den Einfall, der König ſolle ihn kennen lernen.

Da wanderte er nach der Stadt Jeruſalem und forderte Einlaß auf der Burg Zion.

Als er nun vor den König geführt wurde, fragte dieſer ihn, weshalb er ihn zu ſprechen wünſche.

„Ich wollte Dich ſehen," ſagte der junge Mann, „und von Dir gekannt ſein."

Weil er nun des Königs Wohlgefallen erregte, ließ dieſer ihn unter ſeine Diener treten und behielt ihn bei ſich.

Als er ſich nun ſehr befliß, treuer und eifriger zu dienen als alle andern, teilte der König ihn den Dienern zu, welche der Königin aufzuwarten hatten.

Da führte er ein herrliches Leben, und es wäre alles ganz gut gegangen, wenn er nicht die Prinzeſſin Lea, des Königs ſchönſte Tochter, geſehen und ſich ſterblich in ſie verliebt hätte.

Es fügte ſich, daß er dieſe zuweilen bedienen mußte, und weil es ihm ſchien, als ſähe ſie ihn ſehr gern, da

faßte er ſich einſt, als er von der Königin zu ihr geſchickt war und ſie allein in ihrem Gemach antraf, einen rechten Mut und geſtand ihr ganz offen und ehrlich, daß er ſie liebe.

Lea war ſehr beſtürzt und wies ihn anfangs zurück, aber doch nicht ſtark genug, um ihn völlig abzuweiſen.

Da gelang es ihm denn bald, ihren Sinn ſo umzuwandeln, daß ſie ihn noch mehr liebte, als er ſie.

Aber eines Abends, als ſie ſich im Garten des Königs trafen und küßten, ſah das ein Verräter und hinterbrachte es alsbald dem Könige.

Dieſer geriet in eine ſchreckliche Wut.

Sofort ließ er den Uebelthäter verhaften und vor ſeinen Thron führen.

„Wie durfteſt Du es wagen, mein Kind zu küſſen!“ rief er ingrimmig aus. „Dafür ſollſt Du hangen, ehe der Morgen tagt.“

Gefaßt hörte der junge Mann das an und ſagte: „Nachdem mir ein ſo herrliches Glück zuteil wurde, gehe ich ohne Schrecken meinem Geſchick entgegen und bitte Dich nur um die eine Gnade, daß ich ſelbſt beſtimmen darf, woran ich hängen ſoll, denn ich möchte nicht an einen gewöhnlichen Galgen geknüpft werden.“

König Jotham ſah ihn jetzt faſt mitleidig an, weil er ein ſo unerſchrockener und hübſcher Jüngling war, und ſagte:

„Es iſt ein alter Brauch, dem Verurteilten eine letzte Bitte zu gewähren. Es ſtehen ja viele Bäume im Lande Israels und ſo ſei es Dir denn bewilligt, zu beſtimmen, woran Du hängen willſt. Das gelobe ich Dir.“

„Gut,“ ſagte der ungetreue Diener, „ich nehme Dich bei Deinem königlichen Wort, denn ich bin geſonnen, nirgends

anders zu hängen, als an dem Halſe und an den Lippen der ſchönen Prinzeſſin Lea!"

König Jotham lachte halb zornig auf und ſagte:

„Wahrlich, an einem ſchöneren Galgen hat noch kein Spitzbube gehangen; aber ich gab mein Wort und es ſoll geſchehen, und niemand ſoll Dich je davon abſchneiden, denn ich gebe ſie Dir zum Weibe."

Da richtete der König eine frohe Hochzeit aus, und der Diener wurde folgenden Tages ſein Schwiegerſohn.

Riesenmärchen.

Es war einmal ein Rieſe, der lebte zu der Zeit, als es ſchon faſt gar keine Rieſen mehr gab, in den wilden Bergen des Speſſart, fing ſich Bären, Hirſche, ſowie anderes Getier und verzehrte es roh, ohne Salz und Schmalz, mit Haut, Haaren und Knochen, denn er hatte gute Zähne und einen vortrefflichen Magen.

Weil rings alle Wälder von Wildbret wimmelten, fehlte es ihm durchaus nicht an Nahrung, und er führte ein recht gemächliches Leben.

Hitze und Kälte, Schnee und Regen fochten ihn ſehr wenig an, aber er fühlte ſich einſam in den Bergen und hatte mitunter Langeweile.

Da faßte er eines Tages einen großen Entſchluß.

Er hüllte ſich in einen Mantel, den er ſich aus Bärenfellen zuſammengeneſtelt hatte und beſchloß, auf Abenteuer auszugehen.

Als er nun ſo über Berg und Thal dahinſchlenderte, da erblickte er etwas recht Luſtiges.

Das gefiel ihm dermaßen, daß er ſich davor hinſtellte und laut auflachte.

Da hatten sich nämlich in einem tiefen Thale Geschöpfe angesiedelt, die waren fast ebenso beschaffen wie unser Riese auch, nur daß sie ihm halbwegs bis zum Knie reichten.

Als die nun den fürchterlichen Riesen daher kommen sahen, flohen sie mit Heulen und Schreien vor ihm und krochen geschwind in ihre Hütten hinein.

Die hatten sie in die Erde hineingegraben und Baumzweige und Rasen darüber gedeckt, denn Architekten gab es damals noch nicht.

Neugierig sah der Riese alles von oben her an, streifte dann mit dem Zeigefinger das Dach von einer der Hütten herab und langte sich eins der zitternden Geschöpfe nach dem andern hervor, die sich darin geborgen hatten, denn er dachte, sich eine Lust damit zu machen.

Die vermeinten nichts anderes, als daß der Riese sie jetzt der Reihe nach verzehren werde, und baten ihn mit kläglicher Stimme um ihr Leben.

Der Riese setzte sie jedoch behutsam wieder auf den Erdboden und besann sich, was er mit den drolligen Geschöpfen anfangen solle.

Versuchsweise steckte er ein Kind in den Mund, um zu probieren, wie es schmecke.

Als jedoch dessen Mutter sich gar so jämmerlich anstellte, zog er es unverletzt wieder hervor und legte es der Mutter mitleidig wieder hin, die es umarmte, an die Brust drückte und durcheinander weinte und lachte.

Das gefiel dem Riesen sehr, denn als er wahrnahm, wie lieb sie sich unter einander hatten, beschloß er, sie zahm zu machen und ihre Zuneigung zu gewinnen, denn er bedachte, wie einsam er seither im wilden Gebirge gelebt habe.

Da erhob er denn seine rauhe Stimme, die den Menschenkindern wie Donnergetön vorkam, und fragte sie: ob sie Lust hätten, seine guten Freunde zu werden, er wolle sich in ihrer Nähe niederlassen und ihnen ein Herr und Beschützer sein.

Die armen Menschen hätten den Unhold gern jenseits aller Berge gewußt, aber da sie ihn doch weit lieber zum Freunde haben, als von ihm aufgefressen werden wollten, so versicherten sie ihm, es werde ihnen große Freude sein, ihm zu dienen und alles zu erfüllen, was er nur verlangen möge.

Da ward der Riese guten Mutes, stieg einen Hügel hinan und ging dabei, sich am Rande eines hohen Eichenwaldes eine Hütte zu graben.

Als diese mühevolle Arbeit vollbracht war, riß er einige dicke Eichbäume mit den Wurzeln aus und legte sie als Dach über seine Wohnung.

Neben diese Hütte wälzte er etliche Steinblöcke und bildete sich daraus einen Tisch und eine Bank.

Wenn er sich auf diese Bank hinsetzte, so konnte er bequem das ganze Thal und die Ansiedelung der Menschen übersehen und hatte seine Lust an allem, was sie thaten und trieben.

Während er mit diesen Arbeiten und Bauten vollauf beschäftigt war, traten die Männer des Dorfes zu einer Beratung zusammen, um sich darüber zu verständigen, was unter diesen außerordentlichen Umständen geschehen müsse, um ihr Recht und ihre Freiheit zu wahren.

Der Älteste von ihnen war ein ehrwürdiger Greis mit langem, schneeweißem Barte, dem sie den Ehrennamen „der weiße Bär“ gegeben hatten und der als ihr Oberhaupt und als König dieses Thales galt.

Der trat jetzt auf und redete folgendermaßen zu der Versammlung:

„Ich rufe Euch an, Ihr harten Heldenherzen, und frage: Erschraket Ihr jemals, wenn die blutigen Augen des braunen Bären Euch anfunkelten, oder wenn das Mammut seine Zähne, seine scharfen, schrecklichen Zähne gegen Euch wetzte? Hat Euch jemals Furcht oder Angst ergriffen, wenn es galt, in den Kampf zu ziehen? Nein! Mit Wut, mit wilder Wut warfet Ihr Euch stets auf Eure Feinde und schmücktet Euer Angesicht mit dem Blute der Erschlagenen. Nie wurdet Ihr besiegt, stets waret Ihr Sieger über alle. —

„Aber was mußten meine Augen sehen? —

„Ist Euer Herz von Euch gewichen? Seid Ihr Memmen und Feiglinge geworden?

„Als der Mann, der wilde Mann daherkam, groß wie ein Berg, der über Thäler dahinschreitet, habt Ihr ihm die Pfeile, die spitzen Pfeile entgegen geschickt? Schleudertet Ihr ihm die Lanzen, die Lanzen mit harten, schneidenden Steinspitzen entgegen? —

„O die Schmach, o daß ich es erlebte!

„Eure Ehre ist vergangen, Euer Ruhm ist verloren, denn feige Flucht sah ich an Euch."

Die Männer sahen scheu zur Erde nieder und keiner wagte, dem weißen Bären es vorzuhalten, daß er ja ebensogut fortgelaufen sei, als alle andern.

Einer jedoch erhob sich und sagte: „Würdiger weißer Bär, Du Waltherr des weiten Thales, der Mann, der wilde Mann ist höher aufgewachsen, als ich es je bei andern Männern sah. Er stand gegen uns wie eine Wetterwolke, er erhob sich wie ein Gebirge.

„Ein böser Geist ist es, den die Nordwinde, die verderblichen Nordwinde herbeiwehten.

„Du, der unſere Ureltern ſah, Du Tapferſter von allen, ſage Du uns, was wir thun ſollen, um die Schmach von dem Volke abzuwälzen.“

Der weiße Bär verſank in tiefes Nachdenken, dann ſprach er feierlich:

„Ihr alle ſollt ſchwören bei Stein und Bein, bei Beil und Pfeil, daß Ihr gehen wollt, wie ich gehe und thun, was ich thue, denn ſchlimmes Ende ſinne ich dem wilden Manne.“

Das beſchwuren alle mit ſchwerem Eide und waren nun der Hoffnung, es ſtehe jetzt ſchon um vieles beſſer, als vorher.

Nun ſagte der Alte: „Horchet jetzt alle auf, welches Geheimnis ich Euch verkünde.

„Schneidet Riemen, ſtarke Riemen aus der Haut des Elentieres, ſchneidet ſie mit ſcharfem Steinmeſſer.

„Wenn der leuchtende Tag hinabgeſtiegen iſt in die große Höhle, wenn unſere Mutter, die Sonne, ſchläft und die Nacht, die böſe Nacht, alle Berge ſchwarz färbt, wenn die ſchleichenden Nachtmaren den Rieſen in Schlaf ſangen, dann binden wir ihn, dann feſſeln wir ſeine ſtarken Glieder, und dann ſollen unſere Pfeile über ihn kommen, unſere ſpitzen Pfeile.“

Da ſchrieen und brüllten alle wild durcheinander, hoben den weißen Bären auf ihre Schultern, trugen ihn durch das Dorf, ſangen den Kriegsgeſang, tanzten den Kriegstanz und opferten ein Schwein, ein ſchwarzes Schwein dem Vater der Nacht, dem bleichen Monde, und ſie brieten das Schwein an hellem Feuer, an flackernden Flammen und verzehrten es, und hoch lohte ihr Mut auf wie Feuerglut.

Da ſchlich die Nacht herein.

Still und geſchmeidig ſtiegen da die harten Heldenherzen den Berg hinan, krochen zwiſchen den ſtarken Eichbäumen dahin, jeder mit einem Arm voll Lederriemen, jeder mit hörnernem Bogen und gefiederten Pfeilen.

Und der weiße Bär, der tapfere Herr des weiten Thales führte ſie alle an und leitete ſie zu der Hütte des wilden Mannes.

In tiefem Schlafe lag der in freier Luft, in flimmerndem Sternenlicht und ſchnarchte, daß rings der Felsgrund erzitterte.

Zu dumpf ſchien ihm die Luft in der Hütte, da hatte er die Erde zum Bett genommen und den Himmel zur Decke.

Sanft lag er in einem ſchönen Traum und träumte, er ſäße bei Weſen, die ſo geſchaffen ſeien, wie er und ſage ihnen an, was er erlebt und erlitten habe in langer, leerer Einſamkeit.

Da banden ihn die Männer, die harten Helden, da banden ſie ihm die Füße zuſammen und banden ihm die Hände zuſammen, ihn zu opfern den Maren des Todes und der Nacht.

Und heimlich ſchlichen ſie bei Seite in das Dickicht des Waldes, da auf einmal flog es hervor wie eine Wolke, die Pfeile, die ſcharfen Pfeile flogen durch die Luft und ſenkten ſich nieder auf den Leib des wilden Mannes.

Da fuhr er mit tiefem Gebrüll in die Höhe.

Mit einem Ruck zerriß er die Riemen, die ſtarken Riemen aus der Haut des Elentieres, reckte ſich hoch auf und brüllte in die ſchwarze Nacht hinein wie ein wildes Mammut.

Da bebten die tapfern Heldenherzen und kamen den Berg ſchneller hinab, als ſie ihn erklommen hatten.

Halb fielen ſie, hab liefen ſie hinunter und nicht eher waren ſie zufrieden, bis ſie ihre traulichen Hütten erreicht,

bis sie sich in ihr weiches Lager verkrochen, bis sie sich mit warmem Bärenfell zugedeckt hatten.

Ängstlich lagen sie da und erwarteten es bangen Sinnes, bis der Morgen über den Bergen empor stieg.

Als soeben die Hähne zum dritten Male „Kikeriki“ gerufen hatten, da trabte auch schon der Riese den Berg hinab und kam geraden Weges auf das Dorf zu.

Wie er nun wartend vor dem Dorfe stand und es den Helden nicht gefiel hervorzukommen, rief er mit dröhnender Stimme:

„Her! — Heran! — alle Ihr Mannen herbei! — Das sollt Ihr erfahren, was ich erlitten habe in schwarzer Nacht.“

Da kamen sie denn herbei, einer nach dem andern, aber der Waltherr des weiten Thales, der weiße Bär, der kam zuletzt.

Manchem der Mannen klapperten die Zähne vor Angst, denn ihr böses Gewissen flüsterte ihnen zu, der wilde Mann wolle blutige Rache.

Deshalb trug jeder von ihnen einen starken Speer in der Hand mit schneidender Steinspitze.

Der Riese jedoch setzte sich nieder auf einen Felsblock vor dem Dorfe und wartete, bis sich alle versammelt hatten.

Dann hub er an zu klagen:

„Es ist nicht gut sein bei Euch, Ihr lieben Leute, denn — es ist zu viel Ungeziefer in Euern Bergen. Wisset, daß eine Spinne, eine grausige Spinne mich diese Nacht umsponnen hat mit ihren Fäden.

„Selten ist mir das zuvor geschehen.

„Und es kam ein Schwarm von bösen Fliegen, die stachen mich und ließen ihre Stacheln in der Haut stecken.

„Ungern will ich jemals wieder im Freien ſchlafen in dieſen Bergen.

„Prüft es ſelbſt, welche Stacheln Eure Fliegen führen."

Da warf er ihnen ein Bündel Pfeile hin.

Die Helden ſtaunten dieſe an, als ob ſie nie vorher dergleichen geſehen hätten, aber der würdige weiße Bär ſagte:

„Wahrlich, nicht klein waren die Fliegen, die Dich ſtachen. — Das ſehe ich, ungeſund ſind für Dich unſere Berge.

„Wollteſt Du deshalb ſcheiden, wir könnten es Dir nicht wehren, ob wir auch Deine Kraft ehren und uns Deiner Liebe freuen.

„Aber wären Dir alle Gefahren bekannt, die uns bedrohen, ich fürchte, ungern würdeſt Du bleiben."

Der Rieſe hörte das mit ſtiller Rührung an, denn er glaubte daraus ſchließen zu dürfen, daß dieſe kleinen Geſchöpfe ihm große Zuneigung zugewendet hätten.

Da ſah er ſie gutmütig und freundlich an und ſprach: „Verkündet es ohne Scheu, welche Gefahren Euch bedrohen. — Es iſt wahr, es ergeht mir nicht wohl bei Euch, aber ich bemerke ſehr gut, wie leid Euch das iſt, und Eure Freundſchaft iſt mir ein Troſt bei meiner Miſſewende."

Da ſagte der weiße Bär:

„Wohl, ich mag es Dir nicht verſchweigen, daß es uns verwehrt iſt, die Berge zu überſteigen gen Sonnenuntergang zu.

„Dort liegt ein Sumpf, ein tiefer, giftiger Sumpf, und darin lebt ein Drache, ein entſetzlicher Tatzelwurm, der iſt mehr als hundert Klafter lang, der ſpeit Flammen und Rauch aus ſeinem Rachen.

„Wehe jedem, den er erreicht."

Der gute Rieſe hörte das ſinnend an und überlegte, ob er nicht ſeine kleinen Freunde von dieſem Schrecknis

befreien wolle, denn ihm that der Gedanke wohl, ihnen zu nützen.

„Schon gut," sagte er, „ich sehe, es ist viel böses Geschmeiß in Euern Bergen, aber das hört und freut Euch darüber, dennoch bleibe ich bei Euch.

„Heute noch steige ich über die Berge nach Sonnenuntergang zu und erschlage jenen Wurm, denn es soll friedlich und sicher sein um uns her."

Sprach's, nahm seine gewaltige Keule auf den Rücken und trabte eilig gen Westen, den grausigen Tatzelwurm zu erlegen.

Sobald er jedoch weit genug entfernt war, begannen die Bewohner des Thales zu jubeln, zu singen und zu tanzen vor Lust und Wonne, denn sie dachten so: „Entweder erlegt der Riese den bösen Drachen, dann sind wir von diesem Ungeheuer befreit, oder — was viel wahrscheinlicher ist — der Lindwurm frißt den Riesen, dann sind wir diesen grausigen Nachbarn los."

Und sie rieben dürres Holz, bis helles Feuer hervorlohte, zündeten ein Freudenfeuer an und opferten der Mutter Sonne einen hellen, einen weißen Stier.

Den schlachteten sie, brieten ihn, tranken süßes Honigwasser, hielten ein Festmahl, beteten zu der Sonne, sie möge sie alle erlösen von ihrem Feinde.

Der aber war indessen über die Berge gestiegen und schaute auf den weiten, schwarzen Sumpf hin.

Als der Sumpf jedoch in träger Ruhe vor ihm lag, als nichts Lebendiges sich zeigte, da erhob der Riese seine Donnerstimme und gröhlte:

„Uhi! — aho! — Fürchtest du dich, du böser Wurm? Komme doch heran, — ich stehe hier, mit dir zu kämpfen."

Richtig, es dauerte nicht lange, da ringelte und ruderte ſich etwas durch den Schlamm hindurch, und bald kroch ein fürchterliches, ein entſetzlich großes Ungeheuer an das Land.

Das ſpie aus ſeinem gewaltigen Rachen Rauch und Flammen hervor, das bleckte ſeine ſpitzen Zahnreihen, das war ſo gräßlich anzuſehen, daß ſelbſt der tapfere Rieſe in ſeinem Herzen davor erſchrak.

Schnell aber faßte er ſich ein Herz und ſchmetterte dem Scheuſal die ſchwere Keule auf den Leib.

Da ſprang es hoch in die Höhe gegen ihn auf, ringelte den langen Schweif um ſeine Beine und ziſchte und brodelte ihm eine ganze Flut von Feuerflammen in das Angeſicht hinein.

Der Rieſe ſah ſehr wohl ein, daß es jetzt um Tod oder Leben gehe, mit aller Wucht ließ er ſeine Keule auf den Kopf des Drachen niederſauſen.

Dazu war es die höchſte Zeit.

Der Schlag ſchmetterte ſo gewaltig auf den dicken Hirnkaſten des Tatzelwurms nieder, daß derſelbe betäubt niederſank und nur noch ganz ſchwach mit den zerfetzten Flügeln fächelte.

Schnell ſchlug ihn der Rieſe völlig tot, ſtellte ſich dann breit vor ihn hin und erhob ein wildes Siegesgebrüll, denn der Drache war erlegt.

Während dieſes geſchah, zechten, ſangen und tanzten die Heldenherzen im Thale den ganzen Tag hindurch.

Es war ihnen, als ſeien ſie von böſem Alpdruck befreit, weil ſie den wilden Rieſen nicht in der Nähe hatten.

Schon ſank die Abenddämmerung herein.

Der weiße Bär ſtieg auf einen Stein und redete zu ſeinen Mannen:

„Ihr harten Helden, das ſei Euch kund, daß oft die Weisheit tiefere Wunden ſchlägt, als Tapferkeit.

„Nicht durch Gewalt war der wilde Mann, der böſe Rieſe zu beſiegen, aber meine Liſt hat ihn überwunden.

„Der Drache hat ihm ſengendes Feuer in das Angeſicht geblaſen, hat ihm giftige Dünſte entgegengehaucht, hat ihn umringelt und verſchlungen. — Unſer Thal iſt von ihm befreit.“

Alle ſchrieen ihm entgegen, jubelten ihn an.

Eine junge Maid flocht ihm einen Kranz von Immergrün und ſchmückte ihm die weißen Locken damit, und ſie nannten ihn Retter und Vater aller.

Als ſich aber der Jubel ein wenig gelegt hatte, da deutete einer nach dem Berge, hinter dem ſoeben die Sonne verſunken war und ſagte:

„Große Freude hatten wir, als die Mutter, die Sonne, uns beſchien, aber der Vater, der Mond, bringt uns böſe Zeiten. Seht hinauf, was uns dort naht.“

Da ſahen ſie alle hin, und es bewegte ſich etwas ſehr Langes den Berg herunter.

Das war der Lindwurm, den der Rieſe mit vieler Mühe und Anſtrengung hinter ſich herſchleppte, um den Leuten im Thale eine große Freude zu machen.

Da war es mit Geſang und Tanz vorbei.

Alle ſchauten in banger Erwartung nach dem Berge, bis endlich der Rieſe mit ſeiner Laſt keuchend vor dem Dorfe anlangte.

„Seht her,“ rief er, „grimmeren Wurm habe ich ſelten gefunden, aber ich bin ſtark wie der Blitz und ſchrecklich wie der Donner. — — Ich erſchlug ihn.“

Den Lindwurm ließ er vor dem Dorfe liegen.

Müde ſtieg er ſeinen Hügel hinan, kroch in die Hütte, ſtreckte ſich darin aus und ſchlief alsbald ein.

Die Bewohner des Thales umſtanden indeſſen den ungeheuern Drachenleib und wußten ſich keinen Rat, was ſie damit beginnen ſollten, bis endlich einer auf den Einfall kam, ſie ſollten ein Stück Fleiſch herausſchneiden, um es zu braten. Wenn es gut zu eſſen ſei, möge das andere im Rauch und an der Sonne gedörrt werden, dann hätten ſie Vorrat auf zwei Jahre hinaus.

Das verſuchten ſie ſogleich, und während der Drachenbraten über dem Feuer am Spieße gedreht wurde, redete der weiße Bär zu ihnen:

„Merkt es wohl, Ihr Mannen, das iſt mir kund geworden, der wilde Mann iſt nicht mit ſchlichten Mitteln umzubringen; er kann nur durch ſeinesgleichen überwunden werden.

„Heute habt Ihr mein Haupt mit dem Kranze geſchmückt, der den Helden ziert, wenn er Sieg und Ruhm aus der Völkerſchlacht nach Hauſe bringt.

„Nicht ohne Verdienſt will ich den tragen.

„Morgen, das ſollt Ihr ſehen, befreie ich uns von dem unholden Manne.“

Sie koſteten nun den Braten, und weil er allen mundete, waren ſie vergnügt, ein ſo großes Wildpret erlangt zu haben und ſtreckten ſich in froher Erwartung der kommenden Dinge auf ihre Lagerſtätten.

Frühmorgens kam der Rieſe wieder herbei, ſetzte ſich auf den Felsblock vor dem Dorfe und rief alle Leute an, ſie ſollten hervorkommen.

Als dieſe ſich verſammelt hatten, trat der weiße Bär hervor und redete den Rieſen an.

„Heil Dir, Du König aller Helden. — Nie hat ein anderer gleiches vollbracht, wie Du.

„Hoch sollst Du geehrt und gepriesen werden von allen, und noch unsere Kinder und Kindeskinder sollen Lieder singen zu Deinem Lobe."

Das schmeichelte dem Riesen und ging ihm lind ein wie Honigseim.

„Eure Dankbarkeit thut mir wohl," sagte er, „ich sehe, nicht umsonst bin ich zu Euch gekommen, denn ich will Euch von allen Gefahren befreien und alles fortschaffen, was uns lästig ist, denn schlimmen Wohnsitz habt Ihr erwählt."

„Ja," entgegnete der Alte, „noch lebt manches Ungeheuer in unsern Wäldern, aber eins derselben ist schlimmer und böser als alle, das sollst Du meiden, auf daß wir Dich nicht verlieren."

Da wurde der Riese neugierig, denn er trug Lust nach neuen Abenteuern.

„Nenne mir nur, was es ist," rief er aus, „und wäre es zehnmal schlimmer, als das Drachentier, ich will es erlegen."

„Wisse," sagte der weiße Bär, „daß dort gen Sonnenaufgang eine schreckliche, eine entsetzliche Riesenjungfrau lebt, die fing zwei der unsern im wilden Walde und hat sie verzehrt.

„Um dieser Unholdin halber meiden wir jene Berge."

„Genug," sagte der Riese, „ich schaffe sie aus der Welt."

Alsbald nahm er seine Keule über die Schulter und wanderte hinweg gen Sonnenaufgang.

Aber er kam nicht wieder.

Die Riesenjungfrau besiegte ihn.

Nicht durch Kampf und Streit, — ſie warf das Netz der Liebe über ihn.

Das war ihm ſo neu und that ihm ſo wohl, daß er ſchwur, er wolle bei ihr bleiben und ſie nie wieder verlaſſen, ſo lange er lebe.

Er zog mit ihr fort in die Alpengegenden und lebte da lange und glücklich mit ihr. —

„Schade," ſagte nach einiger Zeit der weiße Bär, „unſer Rieſe iſt nicht wiedergekommen.

„Das wilde Weib hat ihn erſchlagen.

„Schade, — er war im Grunde betrachtet doch ein recht guter Kauz."

Schäferidyll.

Unter einem großen Gebüſch wilder Heckenroſen, im tiefſten Schatten, lag am erſten Tage des Monats Juli ein Schäferknecht, ſah in die blaue Luft hinein und beobachtete den Flug der Vögel.

So gut es gehen wollte, zählte er die, welche von links nach rechts flogen und wieder die, welche von rechts nach links flogen.

Das konnte er, denn im Kopfrechnen that es ihm auf dem ganzen Gute keiner gleich.

Aber es hatte ſeinen Zweck.

Er hatte mit ſich ausgemacht, wenn mehr Vögel nach rechts flögen, ſo wolle er noch länger auf dieſem prächtigen Fleck liegen bleiben, flögen jedoch mehr derſelben nach links, ſo wolle er es als einen Spruch des Schickſals anſehen, aufſtehen und die Schafe weiter treiben.

Nun blieb es ſich aber faſt gleich, und da wußte er eigentlich nicht recht, was er thun ſolle.

Es war ein heißer Tag, und aus dem dichten Schatten des Roſengebüſches ließ es ſich ſo ſchön hinauslugen auf das Thal und die Hügel, und darüber, ganz hinten, den blauen Gebirgszug.

Am ganzen Himmel war keine Wolke.

Die Schafe waren ebenſo faul, wie der Schäfer.

Auf dem Abhang, den ſie abgegraſt hatten, ſtand ein mächtiger Apfelbaum; da drängten ſie ſich in deſſen Schatten dicht zuſammen und ließen die Köpfe auf den Raſen niederhängen.

Der Schäferhund lag bei ſeinem Herrn, ſchlief halb und halb blinzelte er nach den Schafen hinüber.

Auf einmal ſprang er auf und lief bellend den Fußweg hinab, der am Abhang vorbeiführte.

Der Schäferknecht war zu faul, ſich zu erheben, aber er legte den Schäferſtab aus der Hand, ſteckte die zwei Zeigefinger in den Mund und pfiff ſo laut er konnte.

Da kehrte Karo ſchweifwedelnd wieder zurück, lief einige Male um die Schafe herum und kam dann zu ſeinem Herrn.

Währenddeſſen nahte eine Geſtalt den Fußweg herauf, das war Trine, die Stallmagd, die trug einen Handkorb vor ſich her.

Als der Schäfer das von der Seite her ſah, war es ihm ſo wichtig, daß er aufhörte, die Vögel zu beobachten und ſich ſtöhnend und die Glieder reckend erhob.

Da kam denn Trine allmälig an, nickte dem Schäfer zu und kramte ſtillſchweigend aus dem Korbe einen Napf mit Brei, ein Ende Wurſt, ein Stück Schwarzbrot und einen Krug Dünnbier, für den treuen Karo aber eine Schüſſel mit Wurſtſchalen, Knorpelſtücken, Brotrinden und andern ſchönen Dingen.

Karo ſprang erſt bellend einige Male an ihr hinauf, um ihr das Geſicht zu lecken, was ſie ſanft mit den Worten abwehrte: „Hör' doch auf, du närriſcher Kerl!“

Karo hörte auch richtig damit auf und fuhr jetzt über ſeine Schüſſel her, als wolle er alles auf einmal hinabſchlingen.

Hans, der Schäferknecht, hatte eine ruhigere Gemütsart.

„Setz' Dich nur dahin, Trine,“ ſagte er, „hab' Dir da auch etwas abgebrochen.“

Da reichte er ihr einen kleinen Strauß von Heckenroſenknospen; die hatte er für Trine geſucht und ſorgſam die Stacheln von den Stielen entfernt.

Dann verzehrte er ſein Mittagsbrot, und Trine ſaß daneben und ſah ihm zu.

Den Krug Dünnbier ſparte er ſich für den heißen Nachmittag auf.

Als er fertig war und ſich mit den Ärmeln den Mund abgewiſcht hatte, griff er ſo um ſich und erwiſchte Trinens Hand, in der ſie den Roſenſtrauß hielt.

„Trine,“ ſagte er, „Du und ich, wir gäben doch ein ſchmuckes Paar.“

„Ja, Hans,“ ſagte Trine, „daran hab' ich auch ſchon gedacht.“

Da rückte Hans ihr etwas näher, legte ſeinen rechten Arm um ihr Mieder und ſagte:

„Wenn es Dir recht iſt, ſo wollen wir um Michaeli herum Hochzeit halten.“

„Ja, Hans,“ ſagte Trine, „ich hab' nichts dagegen.“

Da ſaßen ſie denn im dichten Schatten der Heckenroſen, oben flogen die Vögel vorüber, bald von rechts, bald von

links, aber Hans ließ ſie fliegen, ohne ſie zu zählen und ſah die Trine an, die Trine ſah ihn an, Karo ſaß vor ihnen, ſah ſie beide an und wedelte.

Endlich küßten ſie ſich.

Die Schafe ſtanden immer noch dicht um den Apfelbaum herum gedrängt, die Köpfe untergeduckt.

Ja, es war doch ein ſchöner Tag im Monat Juli.

Geburtstagsgeschenke.

Es war einmal ein König, der ſah es ſehr gern, wenn ſein Geburtstag vom ganzen Lande recht feſtlich gefeiert wurde.

Weil ihm aber der letzte Geburtstag großen Ärger verurſacht hatte, beſchloß er, dem abzuhelfen.

Nämlich er hatte einmal zum Miniſter geäußert, er wünſche ſich ein Paar goldgeſtickte Pantoffeln.

Der hatte das ausgeplaudert, und nun kamen am Geburtstage aus allen Winkeln und Ecken des Landes lauter goldgeſtickte Pantoffeln an, ſodaß ſechs Zimmer des Schatzhauſes damit vollgeſtopft wurden und der König gar nicht wußte, was er damit anfangen ſollte.

Dieſes Mal ſagte er alſo zum Miniſter:

„Wer mir zu meinem Geburtstage etwas ſchenken will, der wähle etwas recht Beſonderes. Zum Beiſpiel — nun — zum Beiſpiel einen ausgeſtopften Affen."

Am nächſten Geburtstage wurde der König fünfzig Jahre alt.

Als er frühmorgens aufſtand, brannten im Krönungsſaal um einen großen Kuchen fünfzig Kerzen, ſeine Familie

ſtand daneben, und die Königin beſcherte ihm einen ausgeſtopften Orang-Utang, der Kronprinz einen ausgeſtopften Pavian, die Prinzeſſin eine ausgeſtopfte Meerkatze, der Miniſter einen ausgeſtopften kleinen Affen von der Art, wie ſie die Savojardenknaben im Lande umherführen.

Darüber hatte der gute König eine herzliche Freude, aber nun kam das Nachſpiel.

Aus allen Ecken und Winkeln des Landes kamen Kiſten und Ballen mit ausgeſtopften Affen an, bis endlich das ganze Schloß von oben bis unten damit angefüllt war.

Es ſchien, als ſeien alle Affen der Erde ausgerottet, um als Geburtstagsgeſchenke verbraucht zu werden.

Der König war der Verzweiflung nahe und erließ ſofort ein Geſetz, Jeder, der ihm jemals wieder etwas zum Geburtstage ſchenke, ſolle drei Tage in den Kerker geworfen werden.

Von da an verliefen ſeine ferneren Geburtstage ohne jede Trübung.

Achmeds Wette.

Der junge Achmed hatte die ganze Zeit ſeines Lebens ſtudiert, machte prächtige Verſe, war ſehr klug und geiſtreich, und wußte mehr als mancher Graubart, der für ſehr weiſe galt.

Aber ſeither war es ihm nicht gelungen, im Leben eine geſicherte Stellung zu erhalten, er mußte ſich vielmehr dürftig durchſchlagen und wurde nur von ſeinen nächſten Freunden anerkannt.

Einer derſelben, ſein beſter Jugendfreund, feierte einſt ſeinen Geburtstag und lud ihn nebſt ſechs andern Freunden ein, in der beſten Weinſchenke Bagdads mit ihm einige Krüge guten Cyperweines zu leeren.

Achmed ſah darüber hinweg, daß der Prophet dieſes Getränk ernſtlich verboten habe und war bald unter den Luſtigen der Luſtigſte.

Er ſang, improviſierte Ghaſelen, machte witzige Bemerkungen, die allgemeine Heiterkeit hervorriefen, und trank mehr als die andern.

Da fragte ihn jener Freund, der ihn eingeladen hatte: „Wie kommt es nur, lieber Achmed, daß Du ſo arm und

dürftig lebst und unberühmt und unbekannt bliebest, indes andere weit minder gelehrte und begabte Männer schnell zu Amt und Würden gelangen?"

„Ja," sagte Achmed, „das ist ein Geheimnis. — Mich hält nicht etwa der Neid nieder, auch nicht der Umstand, daß ich keine Begabung dafür habe, den niedern Beamten Honig um die Lippen zu streichen und sie um ihren Beistand anzubetteln, vielmehr liegt es daran, daß es mir in den Sternen bestimmt ist, ich solle höher hinaus, und aus diesem Grunde ist es mir nicht darum zu thun, der Schreiber eines Kadi zu werden. — Ja, wenn ich dem Zuge meines Schicksals folgen wollte, ich würde, bevor vierzehn Tage vergangen sind, der erste Mann nach dem Kalifen sein und das Morgenland beherrschen."

„Du?" riefen alle lachend aus, „Du — Großvezier?"

Aber Achmed machte in seiner Weinlaune ein Gesicht, als liege bereits der ganze Orient huldigend zu seinen Füßen und rief:

„Ihr braucht es nur ernstlich zu verlangen, so gehe ich daran, dieses Wort einzulösen. Denn — gesteht es nur selbst, — ich wäre der rechte Mann dazu."

„Gut," riefen alle durcheinander, „wir verlangen Dich zum Großvezier. — Du sollst erfüllen, was Du verheißen hast."

Der Gastgeber aber sagte: „Es soll eine Wette sein. Bist Du, lieber Achmed, in vierzehn Tagen Großvezier, so sollst Du von jedem von uns zehn vollwichtige, unbeschnittene Goldstücke erhalten, weil Du indes kein Geld übrig hast, so sollst Du die Juwelen der Poesie dagegen einsetzen und wirst, wenn Du verlierst, auf einen jeden von uns zehn Lobgedichte dichten."

Brausender Beifall folgte diesem Vorschlag.

Die Wette ward abgeschlossen, ein Protokoll darüber aufgenommen und von allen unterzeichnet.

Am andern Morgen erwachte Achmed mit heftigem Kopfweh und in sehr trüber Stimmung.

Zunächst fiel ihm die thörichte Wette ein.

Er rechnete aus, daß er wohl oder übel genötigt sein werde, seine sieben Freunde in siebenzig Lobgedichten zu besingen, wenn er verliere, und weil ihm die meisten derselben höchst gleichgültige Menschen waren, die er nicht einmal in Prosa, geschweige denn in Versen preisen mochte, so versetzte ihn diese Aussicht in große Traurigkeit.

Dabei fiel ihm denn auch seine peinliche Lage ein, wie er bei aller seiner Weisheit kaum im Stande sei, sein tägliches Brot zu verdienen und wie es ihm überhaupt so schlecht gehe.

„Allah," so rief er aus, „gedenkt die Diamanten meines Geistes durch hartes Schicksal zu schleifen und zu polieren, damit sie einst desto heller erglänzen."

Nun kam ihm plötzlich der Gedanke, ob es ihm nicht gelingen könne, die siebenzig Goldstücke zu gewinnen.

Diese unsichere Aussicht leuchtete ihm wie die Morgenröte über seine schlechte Laune hin, und wenn er auch nicht einsah, wie er das bewirken könne, so beschloß er, wenigstens einen Versuch zu wagen, um sich die Anfertigung der Lobgedichte zu ersparen und dafür das schöne, gleißende Gold zu gewinnen.

Er sprang also eilig von seinem Lager auf, wusch sich den Kopf tüchtig mit kaltem Wasser und begann sofort, eifrig darüber nachzudenken, was er anfangen wolle.

Gegen Mittag kam ihm ein guter Einfall.

Er begab sich zu einem Verwandten, der mit allerlei Seltenheiten, Schmucksachen und andern wertvollen Gegen-

ständen Handel trieb, und von dem er wußte, daß er ihm seit jeher gut gesinnt war.

Dem schilderte er in den düstersten Farben ausführlich seine verzweifelte Lage und erklärte ihm, er wolle einmal seine Gelehrsamkeit einige Zeit ruhen lassen, um auf rein praktischem Wege so viel Geld zu verdienen, daß er seine Studien sorgenfrei fortsetzen könne.

Sein Oheim hörte ihm wohlwollend zu und sagte: „Lieber Achmed, es scheint, als habe ein guter Geist Dir diesen Gedanken eingegeben. Sage mir also ganz offen, wie ich Dir dabei behülflich sein kann, es soll von Herzen gern geschehen."

„Allah segne Dich dafür," erwiderte Achmed. „Ich vertraue ganz auf Deine Hülfe, denn es ist mir eingefallen, ein wie gutes Geschäft es sein müsse, wenn ich in die Häuser der reichen Leute Bagdads ginge, um ihnen Deine seltenen Kostbarkeiten zum Kaufe anzubieten. Ich hoffe, Du wirst mir einen mäßigen Preis dafür berechnen, was ich darüber hinaus verdiene, ist alsdann mein Gewinn."

Freudig ging der gute Oheim auf diesen Vorschlag ein, suchte alsbald einen Kasten hervor, den man an einem um den Nacken gelegten Riemen vor sich hertragen konnte, stellte in diesem Kasten die seltensten und besten seiner Kostbarkeiten zusammen und gab dazu einen feuerroten Anzug her, der sich besser für das neue Gewerbe Achmeds eignete, als sein schwarzes, abgetragenes Gelehrtenhabit.

„Aber," sagte nun Achmed, „es liegt mir erstaunlich viel daran, daß mich die losen Spottvögel, meine guten Freunde, nicht erkennen. Ich muß Dich also bitten, mir eine Perücke, einen falschen Bart, sowie eine Salbe zu verschaffen, mit der ich mein helles Gesicht braun färben kann. Also bitte ich Dich, mir alles das zusammen ohne

Aufsehen in meine Wohnung zu senden. Aus dieser kann ich durch das Hinterhaus unbemerkt in eine Winkelgasse kommen und auf gleichem Wege wieder zurückkehren, da bin ich vor Entdeckung sicher, denn darauf kann ich mich gewiß verlassen, daß Du mein Geheimnis keiner Menschenseele verkündest, denn viele würden sich sehr lustig darüber machen, erführen sie, auf welchen Wegen ich jetzt wandele."

Der Oheim lachte, ging bereitwillig auf alles ein und schickte noch am selben Nachmittage ihm alles zu, was er gewünscht hatte, denn er dachte nicht nur seinem Neffen einen lohnenden Nahrungszweig zu verschaffen, sondern auch selbst dabei seinen Vorteil zu finden.

Am andern Morgen früh ging Achmed daran, einen andern Menschen anzuziehen.

Er schminkte sich braun, setzte die Perücke auf, befestigte sorgsam den Bart so kunstvoll, als sei er ihm aus der Haut hervorgewachsen, zog die feuerfarbenen Kleider an, hing den Kasten um und begab sich dann auf dem Schleichwege, den er dem Onkel beschrieben hatte, auf die Straßen der schönen Stadt Bagdad, um da sein Glück zu versuchen.

Einer der ersten, die ihm begegneten, war sein guter Freund, dessen Geburtstag er vorgestern so vergnügt gefeiert hatte.

Keck forderte er das Schicksal heraus und machte die Probe, ob es überhaupt möglich sei, ihn zu erkennen, indem er dem Freunde entgegentrat, ihn mit verstellter Stimme anredete und ihm die Pracht seiner Waren in blumenreichen Worten anpries.

Der Freund musterte den Inhalt des Kastens mit großem Interesse, suchte sich einen Ring mit einem schönen Opal aus und unterhielt sich indessen mit dem Händler.

„Woher kommſt Du, mein guter Freund?“ fragte er.

Bei dem Worte „Freund“ erſchrak Achmed, aber er ſah ſehr ſchnell, daß es nur ſo ganz im Allgemeinen hingeſprochen war und erwiderte: „Geraden Weges aus Baſſora, denn das darfſt Du erfahren, mir wurde die Gnade, in Mekka geboren zu werden, unweit der herrlichen, gnadenreichen Moſchee, in der ſich die Kaaba befindet und der Wunderbrunnen, deſſen Waſſer ich hier in einigen Fläſchchen bewahre. Du ſollteſt eines davon kaufen!“

Der Freund lehnte es ab.

„Alſo,“ fuhr Achmed fort, „nachdem ich faſt die ganze übrige Welt durchpilgert habe, bin ich heute hier angekommen, um endlich auch einmal das berühmte Bagdad zu ſehen. Indeſſen — entweder ich täuſche mich, oder wir beiden haben ſchon einmal zuſammen in einer Weinſchenke in Ispahan geſeſſen und auf die Geſundheit des Propheten angeſtoßen.“

„Nein, ich trinke nie Wein,“ ſagte der lügenhafte Freund, betrachtete jedoch ſehr aufmerkſam den Händler und ſagte dann: „nein, ich habe Dich nie vorher geſehen; überdies bin ich im ganzen Leben nicht aus Bagdad herausgekommen.“

Alsdann bezahlte er den gekauften Ring und ging mit kurzem Gruß ſeines Weges.

Achmed war mit dieſem Reſultat ausnehmend zufrieden.

Er hatte ein gutes Geſchäft gemacht, war von ſeinem beſten Jugendfreunde nicht erkannt worden und dachte bei ſich: „Der erſte Schritt iſt nun auf dem Wege geſchehen, der mich an das Ziel bringen ſoll, der erſte Mann nach dem Kalifen zu werden. Nun will ich doch ſehen, ob ich dabei nicht in eine Sackgaſſe gerate.“

Um sich seinem Ziele sofort um ein Bedeutendes zu nähern, wanderte er durch die nächsten Gassen auf den Palast des Kalifen zu.

Den Thürhütern erzählte er, er sei ein Handelsmann, der heute geraden Weges aus Bassora angelangt sei und nun wünsche, die seltenen und kostbaren Dinge, die er mitgebracht habe, zuerst dem Kalifen vorzuzeigen, damit dieser sich das Beste daraus aussuchen könne.

Weil er dieses Gesuch nachdrücklich durch ein Goldstück unterstützte, das er dem obersten Thürhüter unbemerkt zusteckte, wurde er angemeldet, und es gefiel dem Kalifen, ihn sofort vor sich kommen zu lassen, denn er war ein großer Freund von seltenen Kostbarkeiten und liebte es, sich Neuigkeiten erzählen zu lassen.

Der Händler warf sich ehrfurchtsvoll vor dem Throne nieder und begann dann, seine Waaren auf einem Tische auszubreiten.

Der Kalif hatte große Freude daran und suchte sich mit gutem Verständnis das Schönste und Beste darunter aus.

Dabei begann er folgendes Gespräch:

„Du bist sicherlich weit in der Welt herumgekommen?"

„Du hast es erraten, hoher Beherrscher der Gläubigen. Ich sah die Gärten der Hesperiden, in denen die goldenen Äpfel wachsen, ich fuhr über das Meer bis zu der Stelle, wo die Welt aufhört, ich bestieg den Berg Ararat und fand die letzten Trümmer der Arche Noahs. Hier biete ich Dir einen Holzspahn davon an."

Der Kalif kaufte ihn und fragte:

„Welche Stadt gefiel Dir am besten?"

Achmed besann sich kurz und antwortete:

„Hoher Herr, ich bin aus Mekka gebürtig, ich sah es in seiner Pracht, ich sah Zama und Azzara in Spanien,

ſah Rom und Meſſina, Schiras in ſeinen Roſengärten begraben, ich ſah die indiſchen Städte, durchreiſte das Abendland, aber als ich vor mir das herrliche Bagdad ſah mit dem Walde ſeiner Minarets und Kuppeln, da pries ich Allah und den Propheten, daß ſie mich dieſe Königin der Städte hatten erblicken laſſen.

Der Kalif ſtrich ſich im Gefühle innerer Befriedigung den Bart und fragte dann: „Haſt Du nicht ſeltene Abenteuer beſtanden auf Deinen Reiſen?"

„Sehr ſonderbare," entgegnete der Händler, „ich erlebte Stürme auf dem Meere, wurde von Seeräubern gefangen und in die Sclaverei verkauft, aus der ich mit großer Not entkam, ich wurde von dem Vogel Greif in ſein Neſt entführt, aus dem ich mich nur mit der ſchwerſten Lebensgefahr errettete. Das Seltſamſte an mir iſt jedoch eine beſondere Eigenſchaft, die mir Allah verliehen hat. Die iſt wie eine Krankheit.

„Wenn ich mich in einer Stadt befinde, ſo höre ich nämlich alles, was die Leute denken, die in derſelben wohnen."

„Das wäre denn doch das Erſtaunlichſte, was ich jemals erlebt habe," rief der Kalif aus, „das will ich ſogleich erproben. Sage mir alſo, was ich in dieſem Augenblick denke."

Der Händler ſah den Kalifen etwas betroffen an, denn dieſe Probe kam ihm nicht ſehr gelegen, aber er faßte ſich ſchnell.

„Bei Perſonen, die in meiner Nähe verweilen," ſagte er, „höre ich die Gedanken nicht ſo deutlich, als bei Entfernteren, aber dennoch will ich es erproben, ob mir dieſe Gabe nicht verſagt."

Er wandte das Geſicht nach oben und ſchloß die Augen wie ein Huhn, das Waſſer trinkt, um ſchnell zu

überlegen, wie er sich aus dieser bedenklichen Lage herauslügen könne.

„Ich will nicht hoffen," sagte streng der Kalif, „daß Du es wagst, mir blauen Dunst vorzumachen. Ich verlange also den Beweis."

Da schlug der Händler die Augen auf, sah den Herrscher fest an und sagte aufs Geradewohl:

„Du denkst zweierlei. — Erstens sagtest Du Dir, Du würdest ohne Spione jedes Geheimnis durchschauen, wenn Du diese Gabe hättest; zum zweiten: Du wolltest jetzt eben nichts Besonderes denken, um mich, Deinen ergebenen Diener, auf das Glatteis zu führen."

Erstaunt sah der Kalif den unheimlichen Menschen an und rief:

„Beim Barte des Propheten, Du hast es getroffen. Du bist der gefährlichste Mann in meinem Reiche. In drei Tagen sollst Du Bagdad verlassen, auf dem kürzesten Wege über die Grenze wandern und Dich nie wieder blicken lassen, denn hier darf keiner leben, vor dem meine Gedanken offen aufgeschlagen sind wie ein Buch. — Weil Du jedoch nun einmal vor mir stehst, so verkünde mir jetzt, was die Bewohner Bagdads über mich denken."

Dieser Auftrag war dem Händler lieber als der vorige.

„Es schwirrt alles durcheinander, aber eins höre ich von allen Seiten, sie preisen und rühmen Deine Weisheit und Gerechtigkeit, Du hoher Nachfolger des Propheten. Ich höre, wie ein altes Weib denkt: er ist gar nicht wie ein Mensch, er ist so gut und mild wie ein Engel, — und — halt — was ist das? — Das höchste Lob Deiner Macht und Herrlichkeit denkt ein junger Mensch, — aber es hat damit eine besondere Bewandtnis."

„Sage es nur frei heraus," sagte der Kalif, dem diese Enthüllungen die größte Befriedigung gewährten und der wieder in sehr gnädige Stimmung geriet.

„Es ist, wie gesagt, eine seltsame Sache," fuhr der Händler in seinen Offenbarungen fort, „der junge Mann sinnt darüber nach, wie er es anfangen wolle, um der Erste nach dem Kalifen zu werden, denn dann, so denkt er, könne er diesem am besten seine glänzenden Anlagen und Kenntnisse weihen."

Die Umstehenden lachten und der Großvezier sagte: „Nun — da muß er sich wohl erst mit mir abfinden, denn der Erste nach dem Kalifen — das bin ich."

Der Beherrscher der Gläubigen verlangte indessen mehr zu wissen und sagte:

„Wenn Du so allwissend bist, so verrate mir, wie er zu dieser kühnen Idee gelangte."

„Es kommt daher," sagte der Händler, „daß die losen Vögel, seine Freunde, ihn in froher Gesellschaft verspotteten, daß er bei seinen ganz erstaunlichen Kenntnissen und aller seiner Weisheit nicht besser dastehe im Leben, denn er ist arm und dürftig.

„Da hat er sich denn ihnen gegenüber vermessen, er wolle, ehe vierzehn Tage vergehen, Großvezier sein, und weil er eine schwere Wette darüber abschloß, so sitzt er jetzt trübsinnig zu Hause und ist der Meinung, es werde ihm sehr schwer fallen, diese Wette zu gewinnen."

„Darin wird er sich schwerlich täuschen," rief lachend der Kalif aus, „aber kannst Du mir nicht beschreiben, wer dieser seltsame Mensch ist? — Ich habe große Lust, ihn näher kennen zu lernen."

Der Händler sann eine Weile nach, dann sagte er: „Er heißt Achmed, Sohn des Mansur, er wohnt in der

Straße der Schmiede bei einer alten Waschfrau, die ihn für teueres Geld sehr schlecht verpflegt, das dritte Haus linker Hand. —

„So viel sehe ich aus seinen Gedanken, daß er sein ganzes Leben hindurch studiert hat, daß er mit großer Ehrfurcht und Liebe an Dich, hoher Herr, denkt, und daß es der weiseste und klügste Kopf in ganz Bagdad ist, Dich allein ausgenommen."

Der Kalif entließ nun den Händler und ging eine Weile mit auf den Rücken gelegten Händen unruhig im Saale auf und nieder, um über diese seltsame Sache nachzudenken.

Der Großvezier jedoch hatte den Händler hinausbegleitet und sagte im Vorsaal zu ihm:

„Es soll nicht Dein Schade sein, wenn Du Dich gegen Abend, nach Einbruch der Dunkelheit, unbemerkt in meine Wohnung begiebst. Dort wirst Du den höchsten geistlichen Würdenträger und den Schatzmeister bei mir antreffen und ich hoffe, Du wirst nicht fortgehen, ohne ein sehr einträgliches Geschäft gemacht zu haben."

Der Händler sagte das mit großer Freude zu und verließ eilig den Palast.

Der Großvezier jedoch ging wieder nachdenklich in den Saal zurück, denn die Geschichte von dem jungen Mann, der nach seiner Stellung strebte, ging ihm sehr im Kopfe herum.

Nach einer Weile hielt der Kalif mit seinem Spaziergange ein, trat vor den Vezier und sagte: „Ich will Gewißheit über diese wunderbare Angelegenheit haben und nachforschen, ob mich dieser Händler nicht auf eine unerhörte Art belogen hat. — Sende doch alsbald zwei Palastdiener nach dem bezeichneten Hause und lasse den jungen Schwärmer,

der ſo ſeltſame Träume hat, ſofort herbeiführen, dann werden wir ja wohl erfahren, ob dieſe Nachrichten wahr ſind, oder nicht."

Sofort ging der Vezier hinaus und gab zwei Dienern den Auftrag, eilends nach der Straße der Schmiede zu gehen, dort in dem dritten Hauſe linker Hand nachzuforſchen, ob da bei einer gewiſſen Waſchfrau ein junger Gelehrter Namens Achmed wohne. Wenn er zu finden ſei, ſo ſollten ſie ihn ohne Weiteres vor den Kalifen führen.

Indeſſen war eben dieſer Achmed, als raſe die ganze Hölle hinter ihm her, nach dieſem ſelben Hauſe hingerannt, hatte ſchnell Bart und Perrücke abgeworfen, ſich gewaſchen, die Kleider gewechſelt, die verdächtigen Gegenſtände verſteckt und ſich dann auf ſeinen Divan hingeworfen, als habe er dort den ganzen Tag gelegen.

Er nahm eine Pergamentrolle zur Hand und that, als leſe er darin.

Aber kaum hatte er ſich ſo zurechtgelegt, da trat, am ganzen Leibe zitternd, die alte Waſchfrau herein, und ihr auf dem Fuße folgten die zwei Palaſtdiener, die ihn dringend aufforderten, unverzüglich vor dem Kalifen zu erſcheinen.

Der gute Achmed that außerordentlich erſtaunt und ſagte, er ſei gar nicht darauf vorbereitet, ſo plötzlich vor dem hohen Herrn zu erſcheinen, man möge ihm doch einige Zeit laſſen, ſich erſt umzukleiden.

Dabei atmete er von dem ſchnellen Laufen her noch etwas haſtig, das machte jedoch den Eindruck, als ſchwebe er in großer Angſt.

„Dazu iſt keine Zeit," ſagte einer der Diener, „wir haben Befehl, Dich ſofort vor den Herrſcher zu führen, vor ihm gilt nicht das Kleid, ſondern das Herz."

Da half alſo keine Widerrede.

Achmed stülpte sich rasch seinen Turban auf und ging dann zwischen den zwei Dienern durch die Straßen Bagdads auf den Palast zu.

In kurzer Frist befand er sich wieder dem Kalifen gegenüber.

Dieser hatte beschlossen, sich ihm gegenüber den Schein geheimnißvoller Weisheit zu geben und redete ihn mit überlegener Miene folgendermaßen an:

„Du wirst Dich wundern, guter Achmed, wenn Du erfährst, daß ich über alle Verhältnisse Deines Lebens genau unterrichtet bin.

„Wisse, daß ich die Gabe habe, verborgene Dinge zu durchschauen, denn ich bin von schützenden Geistern umgeben, die mir alle Geheimnisse hinterbringen, die mir alles offenbaren, was sich in meinen Landen Besonderes zuträgt.

„Durch Vermittlung dieser magischen Berichte geschah es auch, daß es mir nicht verborgen blieb, daß Du mit einigen guten Freunden eine Wette eingingest, Du werdest im Zeitraume von vierzehn Tagen Großvezier werden. Ich ließ, ehe Du kamest, meinen Hofstaat hinaustreten. Mir gegenüber wirst Du den Mut haben, es ganz offen einzugestehen, ob es wahr ist."

Der Schelm Achmed heuchelte vortrefflich einen großen Schreck, warf sich zitternd vor dem Throne nieder und rief:

„Hoher Beherrscher aller Gläubigen, lasse Gnade über mich ergehen, strafe mich nicht dafür, daß ich in froher Laune einen Scherz einging, der nun, wie es scheint, die schlimmsten Folgen haben soll. — Ich, der ich nicht würdig bin, den Staub zu küssen, den Deine Füße berührten, wie dürfte ich es wagen, einen solchen Gedanken im Ernste zu denken. — Ja! — Deine Geister haben die Wahrheit verkündet, aber zürne mir nicht. — Wenn Du sie abermals

befragst, so werden sie Dir sicherlich nicht verschweigen, in wie tiefer Ehrfurcht vor Dir ich diesen übermütigen Frevel bereue."

Der Kalif kam in die beste Laune und fand an dem jungen Achmed großes Wohlgefallen.

Zudem wußte er ja auch durch den Händler aus Mekka, daß er den klügsten Kopf aus ganz Bagdad vor sich habe.

Er sagte also: „Ich bin nicht im Mindesten darüber erzürnt, daß Du so hohe Gedanken hegst, denn wer es weit bringen will, darf sich das Ziel nicht zu niedrig stecken.

„Aber Deinem Wunsche stehen doch sehr ernste Hindernisse im Wege.

„Draußen im Vorsaal wirst Du die drei höchsten Würdenträger des Reiches finden, die meinem Throne zunächst stehen.

„Zwar sind sie nicht so vollkommen, wie ich sie wünschen möchte, denn jeder derselben hat seine Fehler.

„Am bedenklichsten steht es um den Großvezier, dessen Stellung Dir so erwünscht schien, denn, im Vertrauen auf Deine Verschwiegenheit, ich erfuhr kürzlich, daß er es wagte, sich mit der schönsten meiner Töchter heimlich in gutes Einvernehmen zu setzen und daß er ernstlich daran denkt, sie zur Gemahlin zu erlangen.

„Das erregte mein schwerstes Mißfallen, aber doch bin ich halb gesonnen, seinem geheimen Wunsche zuvorzukommen und aus freiem Entschluß ihn durch Dankbarkeit und Verwandtschaft an mich zu fesseln, denn im Übrigen ist er ein sehr treuer Diener.

„Dann der Schatzmeister.

„Der ist ebenfalls treu wie Gold, aber ich weiß nur zu gut, daß er dem Würfelspiel mehr zugethan ist, als ich

es gern sehe, denn ich befürchte, er verliert darin fortwährend, und wenn ich nicht irre, auf Unkosten meiner Schatzkammer.

„Der dritte ist der höchste Mufti.

„Der nahm mich gestern hart ins Gebet, weil ich zuweilen einen Tropfen Wein nippe.

„Darüber sollte ein solcher Mann hinwegsehen können.

„Also — jeder derselben hat zwar seine Fehler, dennoch sitzen alle drei fest in ihren Ämtern, und ich halte es geradezu für unmöglich, daß sie Dir freiwillig die Stelle des Großveziers gönnen werden.

„Dennoch will ich Dir als Beweis meiner Gnade eine Möglichkeit eröffnen, Deine Wette zu gewinnen und gelobe es bei der Kaaba zu Mekka, daß ich Dich zum Großvezier ernennen werde, wenn diese drei Männer mich selbst bitten, es zu thun.

„Im Übrigen kenne ich Dich nun und werde bei Gelegenheit Deiner gedenken."

Mit einer gnädigen Handbewegung entließ der Kalif jetzt den klugen Achmed. Dieser aber begab sich, nachdem er sich vor dem Throne niedergeworfen hatte, in den Vorsaal.

Hier erwarteten ihn die drei Großwürdenträger und maßen ihn mit spöttischen Blicken.

„Wir sind neugierig, zu erfahren," sagte der Großvezier, „ob es dem Beherrscher des Morgenlandes beliebt hat, Dir meine Würde zu übertragen?"

„Ich selbst bat ihn," entgegnete Achmed, „doch ja nicht anzunehmen, daß ich der Mann sei, dem weisesten Großvezier, der je die Stütze eines Herrschers war, seinen segensreichen Wirkungskreis zu mißgönnen. Möge derselbe Dir noch lange ruhmreiche Jahre verbleiben, mögest Du noch lange der Stolz des Landes sein."

„Ich sehe," sagte der Großvezier, „daß es eine übermütige Laune war, die Dich zu dieser unbesonnenen Wette hinriß. Ich will Dir die Summe senden, die Du dabei verspielst, ich hoffe, sogar etwas darüber hinaus. Sei übrigens versichert, daß es mir eine Freude sein soll, Dir eine etwas bescheidenere, aber doch lohnende Stellung zu verschaffen."

Achmed verbeugte sich und drückte in bewegten Worten seinen Dank aus.

Der Schatzmeister lächelte und sagte:

„Ich sehe, Du nimmst mit Geringerem fürlieb, wenn das Höhere Dir versagt ist. Da bin ich ohne Furcht, daß Du etwa auch mir mein Amt mißgönnen wirst."

„Nein, hoher Herr," sagte Achmed demütig, „wie auch sollte der Kalif, Allah segne ihn, jemals wieder einen so treuen Diener finden, wie Dich. — Sein Reichtum wächst unter Deiner Fürsorge ins Unermeßliche."

„Du scheinst mir ein kluger Mensch," sagte der Schatzmeister, „denke an mich, wenn Du einmal meine Fürsprache gebrauchst."

„Hast Du auch fleißig den Koran studiert?" fragte der Mufti.

„Ja," erwiderte Achmed, „ich kenne jede seiner Suren auswendig, aber ich wünschte, ich könnte das hohe Glück genießen, sie von einem so frommen und weisen Manne auslegen zu hören, wie Du bist."

„Ich werde Dich gelegentlich zu mir bitten lassen," sagte mit befriedigter Miene der Mufti, „um Deinen Wunsch zu erfüllen und mit Dir über dunkle Stellen der Schrift zu reden."

Dann wurde Achmed in Gnaden entlassen.

Getrost und frohen Mutes ging Achmed nach seiner Wohnung.

„Es fängt gut an," sagte er zu sich selbst, „aber das Bessere muß erst jetzt kommen."

Nachmittags sandte ihm der Großvezier einen Beutel mit hundert Goldstücken, auf daß er seine Wette bezahlen könne.

Achmed nahm sie dankbar an, aber er hoffte jetzt sicher, doch die Wette außerdem zu gewinnen.

Als der Abend herankam, begann er wieder, sich in den Händler aus Bassora umzuwandeln und begab sich dann mit seinem Raritätenkasten heimlich in den Palast des Großveziers, der ihn ja auf die Abendzeit zu sich bestellt hatte.

Er wurde sofort in einen prächtigen Saal geführt, in dem ihn dieser nebst seinen beiden Freunden bereits erwartete.

Zunächst wurde er aufgefordert, seine Waaren auszukramen, und die drei Großwürdenträger beeilten sich, ihm den ganzen Vorrat abzukaufen, um ihn in gute Stimmung zu versetzen.

Nachdem er das dafür geforderte Geld erhalten und wirklich in bester Laune eingestrichen hatte, sagte der Großvezier:

„Wir haben heute mit Staunen und Verwunderung gesehen, welche seltene Gabe Dir von Allah verliehen wurde. Möchtest Du nicht auch uns eine Probe davon geben?"

Der Händler machte ein mißmutiges Gesicht.

„Schweige mir von dieser Gabe," sagte er, „die hat mich leider dahin gebracht, daß ich gezwungen bin, in drei Tagen die Grenze des Landes aufzusuchen. Gern wollte ich diese ungewöhnliche Eigenschaft missen, wenn ich dafür längere Zeit in der schönen Stadt Bagdad verweilen dürfte, in der ich so hohe Gönner traf und so ausgezeichnete Geschäfte machte."

„Es soll indes Dein Vorteil sein," sagte der Vezier, indem er einen Beutel mit Goldstücken auf den Tisch legte, „Dieses Gold sei Dein eigen, wenn Du uns erzählst, was der Kalif über uns drei denkt."

Der schlaue Händler wog den Beutel mit der Hand, legte ihn dann wieder auf den Tisch und entgegnete: „Wenn es nicht um dieses Goldes willen wäre, würde ich mich sehr hüten, auch nur den leisesten Gedanken des Kalifen zu verraten, denn erstens fürchte ich, es könnten Dinge ans Licht kommen, die sehr geheim sind und mir das Leben kosten werden, wenn der Herrscher Wind davon bekommt, und zweitens weiß ich nicht, ob sie so beschaffen sind, daß es Euch angenehm ist, sie zu erfahren."

„Ich schwöre Dir bei dem Barte des Propheten," sagte feierlich der Vezier, „außer uns soll keine Menschenseele jemals auch nur eine Ahnung davon bekommen, was Du uns offenbaren wirst, und ferner, daß wir es Dir sicherlich nicht anrechnen wollen, wenn es dem Kalifen beliebt, böses über uns zu sinnen. Also sage uns nur alles ganz offen und unerschrocken, was Du hörst und erprobe Deine Kunst."

Da gab denn der Händler nach, wenn auch scheinbar mit großem Widerstreben.

Er schloß die Augen und that, als horche er auf etwas.

Dann sagte er:

„Es war heute ein gewisser Achmed bei ihm. Da denkt er jetzt darüber nach, wie seltsam es sei, daß dieser, der selbst nach der Würde des Großveziers gestrebt habe, dennoch eine so glühende Lobrede auf diesen gehalten habe, denn Achmed hat den Vezier so erstaunlich gelobt und gepriesen, daß der Kalif tief davon ergriffen wurde."

„Ich werde das dem jungen Menschen nicht vergessen," sagte der Großvezier, „es ist derselbe, den Du dem Kalifen bezeichnet hast."

„Jawohl," sagte der Händler und sann nach, „ich erinnere mich dessen sehr wohl; aber ist es nicht grauenhaft, eine so unheimliche Gabe zu haben?"

„Nein," erwiderte der Vezier, „wenn Du sie klug anwendest, mußt Du bald ein reicher und berühmter Mann sein. — Indessen verlange ich weit weniger zu wissen, was der Herr über diesen Achmed, als vielmehr, was er über uns drei denkt, die wir ihm zunächst stehen."

Der Händler schloß wieder die Augen und lauschte, dann sagte er:

„Ja, — das Weintrinken! — er bedenkt soeben, daß Allah die Reben doch nicht habe wachsen lassen, damit sie nur zu Rosinen verwendet werden. Da ist er sehr ungehalten darüber, daß der höchste Diener des reinen Glaubens ihm gestern darüber eine Strafpredigt hielt, daß er mitunter einen Tropfen davon koste."

„Es ist wahr," sagte der Mufti erschrocken, „daran sehe ich, daß Deine Aussagen untrüglich sind."

„Und dann die elfenbeinernen Würfel," fuhr der verschmitzte Seher fort, „er grollt dem Schatzmeister, daß der mitunter damit das Glück versucht und zwar mit solchem Mißgeschick, daß dem Kalifen ein heimtückischer Mensch vorgeschwindelt hat, es geschehe das mitunter auf Unkosten der Schatzkammer."

„Schweig," sagte der Schatzmeister, „es liegt nur daran, daß ich den rechten Griff beim Werfen noch nicht heraus habe. Ich hoffe, bald alle Verluste durch eben dieselben Würfel wieder einzubringen. — Jetzt aber erkundige Dich, was der Herr über unsern Freund, den Großvezier, denkt."

Der Händler kniff wieder die Augen zu und lauſchte längere Zeit.

Dabei wurde ſein Geſicht immer beſorgter und ängſtlicher.

Endlich rief er aus:

„Behalte Dein Gold, aber erlaſſe es mir, zu verkünden, was ich ſoeben erfahren habe.“

„Nein,“ ſagte der Vezier beſtimmt und füllte noch eine Hand voll Goldſtücke in den Beutel, „ich will es wiſſen.“

Dabei ſah er den unheimlichen Propheten mit banger Erwartung an.

Dieſer ſteckte nun den Beutel gelaſſen ein und ſagte dann:

„Gut, — es iſt Dein Wille, ſo ſei es denn. — Ich ſah allerlei durcheinander.

„Da denkt der große Kalif an ſeine Lieblingstochter, die ſchöner iſt als eine Roſe aus dem Thale von Schiras, und dann denkt er, Du habeſt dieſelbe lieber, als Dir zukommt.“

Der Vezier wurde erſt rot, dann blaß.

„Ich will nicht hoffen,“ ſtammelte er, „daß der Herr das erfahren hat.“

„Doch,“ entgegnete der Händler, „es iſt ihm hinterbracht, daß es Dir gelang, mit ihr zu reden und daß Du die Abſicht habeſt, ſie zum Weibe zu erlangen.“

„Ich bin verloren,“ rief erſchrocken der Vezier.

„Es ſcheint allerdings ſo,“ ſagte der Händler, „denn der Kalif ſchwur bei der ſchwarzen Kaaba von Mekka, morgen ſolle Dein Haupt durch den Henker abgeſchlagen werden, wenn —“

Hier hielt er ein und horchte wieder.

„Wenn?“ — rief der Vezier, „nun? — wenn?“

„Wenn Allah nicht ein erſtaunliches Zeichen thue, daß es ihm in ſeiner Weisheit gefalle, Dein Leben zu erhalten. Soeben denkt er darüber nach, welches Zeichen er ſtellen will. Aber ihm ſelbſt ſcheint es unmöglich, daß es erfüllt werde, und ſo ſteht denn Dein Leben auf der Schneide des Schwertes."

„Das verhüte der Prophet," rief der Vezier. „Sage mir ſchnell, welches Zeichen er erwartet, vielleicht gelingt es mir, dem Schickſal nachzuhelfen und es zu erfüllen."

„Es iſt etwas ſehr ſeltſames," ſagte zögernd der Händler, „er denkt, wenn Du morgenden Tages mit dieſen Deinen beiden Freunden zu ihm in den Saal träteſt und Ihr drei ſchlüget ihm einmütig den jungen Achmed als Großvezier vor, wenn Du ihn inſtändig bäteſt, Dir die Bürde Deines Amtes abzunehmen und jenem zu übertragen, ſo wolle er Dich begnadigen und zum Statthalter einer Provinz machen. Das iſt jenes ſeltſame Zeichen, an dem Dein Leben oder Dein Tod hängt, je nachdem es erfüllt wird oder nicht."

„Allah ſelbſt hat Dich zu mir geführt," rief der Großvezier aus, „es iſt ſehr zu hoffen, daß ein Wunder geſchieht und daß Allah, Sieg ſei mit ihm, dem Kalifen dieſes Zeichen erfüllen wird, denn wie es ſcheint, ſteht es in den Sternen geſchrieben, daß Achmed, der Sohn Manſurs, ſeine Wette gewinnen ſoll."

„Aber jetzt," ſagte der Händler, „erlaube mir, daß ich gehe, denn ich ſehne mich darnach, noch in dieſer Nacht die Stadt zu verlaſſen und nie wieder zurückzukehren, denn ich fürchte, es könnte ſonſt dem Beherrſcher der Gläubigen der Einfall kommen, mich auch zu fragen, was Ihr über ihn denkt. — Der Boden brennt mir unter den Füßen. — Allah ſei mit Euch."

Während dieser Worte hatte er seinen leeren Kasten umgehängt, verabschiedete sich jetzt unter tiefen Verbeugungen, verließ eilig den Saal und schlich sich unter dem Schutze der Nacht in seine Wohnung.

Dort verwandelte er sich wieder in Achmed, den Sohn Mansurs, den Gesetzeskundigen, packte die geliehenen feuerfarbenen Kleider, Bart, Perücke und Schminksalbe in den Kasten, zählte das dem Oheim zukommende Geld ab und verschloß seinen Anteil zu den beiden Beuteln, die ihm der Vezier geschenkt hatte.

Nun begab er sich mit dem Kasten zu seinem Oheim.

Dieser war längst zu Bett gegangen, aber Achmed klopfte so lange, bis er aufstand und ihm öffnete.

Er zählte ihm sofort das schuldige Geld hin und sagte:

„Ich verkaufte alles, was Du mir anvertraut hast und bringe Dir hier Deinen Anteil, aber bei dem Barte des Propheten, es ist das letzte Mal, daß ich die Rolle eines Raritätenhändlers spielte."

„Mensch," rief der Oheim, „heute hast Du einen Handel gemacht, der mir mehr Geld einbringt, als ich sonst im ganzen Jahre verdiene, und dabei hast Du so viel gewonnen, daß Du mindestens zwei volle Jahre reichlich davon leben kannst. Du wirst doch nicht ein solcher Thor sein, dieses vorteilhafte Geschäft aufzugeben?"

„Doch," entgegnete Achmed, „denn es hat dem Kalifen, Allah kennt seine Gründe, gefallen, jenen Händler aus Bassora, der ich heute war, aus den Grenzen seines Reiches zu verbannen. — Dieser Händler verschwindet nun für immer aus der Welt, aber ich, Dein Neffe Achmed, ich darf bleiben und bitte Dich inständigst, niemals einer Menschenseele zu verraten, daß ich einst in der Haut eben dieses Händlers gesteckt habe."

Der Oheim erschrak sehr bei dieser Nachricht und gelobte gern ewiges Stillschweigen.

Achmed aber verabschiedete sich und ging nach Hause, um die Reihen seiner Goldstücke zu zählen, deren er nie so viele beisammen gesehen hatte.

Sodann setzte er sich hin und schrieb die ganze Nacht hindurch ein Lobgedicht auf den Vezier, den er darin mit allem Schönen und Herrlichen verglich, was im Himmel und auf Erden ist.

Erst gegen Morgen legte er sich einige Stunden schlafen, stand um die Mittagszeit auf und begab sich mit seinem Gedicht in den Palast des Großveziers.

Dieser stand in seinem Saal und ließ rings durch seine Diener alles einpacken, was nicht niet- und nagelfest war.

Dennoch ließ er sofort Achmed vor sich führen, nahm das ihm in Demut überreichte Gedicht und las es mehrere Male nacheinander schweigend durch. Dann sagte er:

„Dieses Gedicht versüßt mir die herbste Stunde meines Lebens, denn es ist ein Umstand eingetreten, der mich veranlaßte, dem Kalifen die Last meines Amtes zu Füßen zu legen. Ich bin im Begriffe, nach der Provinz Hadhramaut zu reisen, um dort als Statthalter einen neuen und, gebe es Allah, glücklichen Wirkungskreis zu finden. Uebrigens danke ich Dir für die gute Meinung, die Du in diesem Gedichte über mich aussprichst und hoffe, Du mögest nie eine geringere über mich haben. — Jetzt lebe wohl, begieb Dich in größter Eile in Deine Wohnung und warte dort ab, was das Geschick Dir vorherbestimmt hat."

Als der Statthalter von Hadhramaut das gesagt hatte, wandte er sich mit kurzem Gruß ab und verließ den Saal.

Da ging auch Achmed hinaus und begab sich in erregter Erwartung nach der Straße der Schmiede in seine Wohnung.

Kaum war er wieder zu Hause, als eine Gesandtschaft des Kalifen bei ihm anlangte, die ihm ein goldgesticktes Prachtkleid überreichte, das er sofort anlegen mußte.

Dann wurde er aufgefordert, ein Roß zu besteigen, das vor der Thür bereit stand und nun ritt die Gesandtschaft mit ihm, geheimnisvoll schweigend, zum Palaste des Kalifen.

Der Beherrscher der Gläubigen empfing ihn, umgeben von seinem gesammten Hofstaate.

„Allah hat ein Wunder bewirkt," sagte er mit feierlichem Ton, „heute früh traten die drei höchsten Würdenträger bei mir ein und baten mich ohne jede besondere Veranlassung, ich möge Dich mit der Würde des Großveziers bekleiden, Deinem Vorgänger jedoch die erledigte Stelle eines Statthalters von Hadhramaut im glücklichen Arabien verleihen.

„Ich schwur es Dir zu bei der heiligen Kaaba zu Mekka, wenn dieser seltene Fall einträte, solleſt Du Großvezier werden, — ich halte Wort und hoffe, Du werdeſt mir nicht minder treu dienen, als Dein Vorgänger."

Da war denn Achmed Großvezier geworden, hatte seine Wette gewonnen, stand als erster Beamter des Kalifenreiches groß und mächtig da und verwaltete von da an sein Amt so weise und mit solcher Auszeichnung, daß der Beherrscher der Gläubigen ihm aus freien Stücken seine schöne Lieblingstochter zum Weibe gab und ihn mit Geschenken, Ehren und Auszeichnungen so überhäufte, daß es sprichwörtlich in Bagdad wurde, es gebe keinen glücklicheren Menschen unter der Sonne, als Achmed, den Sohn Mansurs, den berühmten und mächtigen Großvezier des gewaltigen Kalifenreiches.

Delphiſche Sprüche.

Als der oberſte Kriegsherr und König des Landes Lakedämon ſiegreich aus einem Kriege gegen die Argiver heimgekehrt war, beſchloß er, ſein Glück vollſtändig zu machen und warb um die Hand einer ſchönen theſſaliſchen Königstochter.

Dieſe erhielt er denn auch nebſt reichen Brautgeſchenken zur Frau und im erſten halben Jahre waren die beiden zärtlich mit einander wie zwei Turteltauben.

Im zweiten halben Jahre beſann ſich der König, daß die Sitte ſeines Landes doch der Frau eine geringere Stellung einräume, als er der ſeinigen ſeither gewährt habe.

Er begann alſo, von ihr Unterwürfigkeit und ſtrenge Erfüllung ſeines Willens zu fordern und ſie mitunter, wenn ſie ſich dagegen auflehnte, ſehr hart zu behandeln.

Die ſtolze theſſaliſche Königstochter, die einſt der Liebling ihres Vaters und der Abgott aller Theſſalier geweſen war, konnte ſich ſchwer darein finden.

Sie beſchloß daher, ſich bei den Göttern ſelbſt Rat zu holen und ſchickte dem pythiſchen Apollo zu Delphi einen goldenen Dreifuß nebſt der Frage: wie ſie es anfangen müſſe, um ſich nicht zu einer bedeutungsloſen Sklavin erniedrigen zu laſſen.

Als die Pythia, auf goldenem Seſſel ſitzend, von den Wolken umwallt, die dem Innern der Erde entſtiegen, den Boten empfing, ſang ſie:

„Dienende Magd des Erſten hat ſich zu fügen dem Herrn.“

Als die ſchöne Königin dieſen Spruch erhielt, ſeufzte ſie tief auf, denn ſie legte den Spruch ſo aus, als müſſe ſie dem Könige gleich einer Magd dienen, um nicht ganz ſeine Gunſt zu verſcherzen.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe bezwang ſie völlig ihren Stolz, erduldete gelaſſen jede Demütigung und weinte nur, wenn ſie allein war und des ſchönen Daſeins gedachte, das ſie einſt am Hofe ihres Vaters durchlebt hatte.

Dem Könige war das anfangs überraſchend, aber bald ärgerte es ihn, daß ſich ſeine Gemahlin widerſtandslos von ihm leiten laſſe, ohne jemals eigenen Willen zu zeigen.

Da warf er ihr geradezu vor, ſie benehme ſich nicht wie eine Königin, ſondern wie eine gemeine Sklavin.

Der Königin war es, als ſolle ihr Herz brechen, aber bald raffte ſie ſich aus ihrer Verzweiflung auf, ſandte einen noch ſchöneren, goldenen Dreifuß nach Delphi als vorher und ließ fragen: wie es denn komme, daß der Rat des Gottes das Gegenteil von dem bewirkt habe, was ſie erhofft hatte.

Nach einiger Zeit kehrte der Bote mit dem Spruch zurück:

„Magd zu heißen, nicht Magd zu ſein, das beherzige immer.“

Nun wußte die Königin, wie ſie daran war.

Sie lernte den Schein zu wahren, als erfülle ſie ſtets freiwillig die leiſeſten Wünſche ihres Mannes und doch nahm ſie wieder ihr ſtolzes, königliches Weſen an.

Und es dauerte nicht lange, ſo fing ſie an, ihren Mann zu beherrſchen und durch ihn das ganze Land Lakedämon.

Die Wünschelrute.

Es lebte einmal ein Bauer, der war Witwer und hatte eine einzige bildhübsche Tochter.

Dem hatte sein Großvater einmal erzählt, im dreißigjährigen Kriege habe jener Bauer, der damals auf dem Gehöfte saß, mit seinen Knechten etliche kaiserliche Reiter erschlagen, welche die ganze Kriegskasse geleiteten.

Den Wagen mit der darin befindlichen Kriegskasse hätten sie dann auf einem Acker des Gutes vergraben.

Nachher seien indes die Kroaten gekommen und hätten den Bauern nebst seinen Knechten erschlagen, und jetzt kenne niemand mehr die Stelle, an der jener Schatz eingescharrt sei, denn der Bauer habe sich selbst die Zunge abgebissen, um es den Kroaten nicht aussagen zu können, und die Knechte seien vorher ermordet, ehe das Verhör begann.

Der Bauer also, der dieses Geheimnis mit sich herum trug, war zwar der reichste in der ganzen Umgegend, aber es ging ihm doch sehr im Kopfe herum, eine wie schöne Sache es sein müsse, wenn er zu seinem großen Vermögen auch noch diese Kriegskasse hinzu erwerben könne.

Er erkundigte ſich alſo bei allen alten Schäfern in der ganzen Umgegend, wie man es anfangen müſſe, um eine regelrechte Wünſchelrute zu erlangen.

Nachdem er durchaus über alle Geheimniſſe herausgebracht hatte, wartete er geduldig die Neujahrsnacht ab, die zufällig in dieſem Jahre mit dem Neumond zuſammenfiel.

Eine günſtigere Zeit gab es gar nicht, eine Wünſchelrute zu ſchneiden.

Als nun zur Mitternachtsſtunde die Burſchen im Dorfe ſchoſſen und grölten, daß es weithin durch die Nacht hallte, ſchlich er ſich aus ſeinem abgelegenen Hofe hinaus an den Bach, immer in banger Erwartung, es möge ihm jemand begegnen, der den Zauber breche.

Es glückte ihm jedoch über alles Erwarten.

Weit und breit war kein Menſch zu hören. Sehen konnte man bei der großen Finſternis überhaupt nichts.

Er taſtete ſich alſo nach einem ihm bekannten Haſelnußſtrauche hin und fühlte an allen Zweigen herum, bis er eine Gerte ausgefunden hatte, die ſich an der Spitze in drei kleine Zweige teilte.

Dieſe Gerte ſchnitt er mit einem neuen Meſſer ab und ging dann rückwärts, ohne ſich umzuſehen, wieder nach Hauſe.

Er fand ſich richtig zurecht, ohne den Weg zu verfehlen, oder einem Menſchen zu begegnen und begab ſich auf ſeine Kammer, um die Rute unbemerkt fertig zu ſchnitzen.

Er beſaß alſo jetzt eine Wünſchelrute, die auf die rechte Art gebildet war und hoffte, der Schatz ſei jetzt ſchon ſo gut wie gehoben.

Aber darin täuſchte er ſich denn doch.

In mancher Nacht ſchlich er ſich mit ihr auf ſeine Äcker und ließ ſie vor ſich hertanzen.

Mitunter war es ihm, als neige ſie ſich, aber wenn er dann nachgrub, ſo holte er aus den tiefen Löchern doch nichts hervor als Steine und Erde, und ſolche Schätze lagen überall zur Genüge an der Oberfläche, nach denen brauchte er nicht ſo tief zu graben.

Nach ſehr vielen vergeblichen Verſuchen gab er endlich dieſes zweckloſe und unbequeme Geſchäft auf und ſtellte die Wünſchelrute mißmutig in einen Winkel, denn jetzt ſchien ihm dieſe ganze Geſchichte mit der Kriegskaſſe nur noch ein leeres Gerede.

Während dieſer Zeit verliebte ſich die bildhübſche Tochter des Bauern in den Dorfſchulmeiſter.

Die beiden wurden bald mit einander einig, und eines Sonntags nach der Kirche kam denn der Liebhaber auch richtig in einem uralten Frack, mit weißer Halsbinde und einem Cylinderhut von zweifelhafter Form auf das Gehöft und begehrte, allein mit dem Bauern zu reden.

Als er dieſem in der guten Stube gegenüber ſtand, ging er ſofort auf ſein Ziel los und erklärte dem reichen Bauern geradezu, er verlange von ihm ſeine Tochter zur Frau.

Der Bauer preßte die Lippen zuſammen, ließ den Schulmeiſter erſt zu Ende reden, dann aber riß er plötzlich die Stubenthür auf und in weniger als fünf Sekunden ſtand der Schulmeiſter draußen, die Thür jedoch war ihm vor der Naſe zugeſchlagen.

Nun war aber die Tochter nicht minder hartnäckig, als ihr Vater, und er wurde bald gewahr, daß ſie im Punkte der Liebe ganz andere Anſchauungen hege, als er.

Er fand von da ab keinen frohen Tag mehr.

Täglich ſetzte ihm ſeine Tochter mit Vorwürfen zu, bis er nach Jahr und Tag ſo mürbe ward, daß er endlich nachgab.

Als der oberſte Kriegsherr und König des Landes Lakedämon ſiegreich aus einem Kriege gegen die Argiver heimgekehrt war, beſchloß er, ſein Glück vollſtändig zu machen und warb um die Hand einer ſchönen theſſaliſchen Königstochter.

Dieſe erhielt er denn auch nebſt reichen Brautgeſchenken zur Frau und im erſten halben Jahre waren die beiden zärtlich mit einander wie zwei Turteltauben.

Im zweiten halben Jahre beſann ſich der König, daß die Sitte ſeines Landes doch der Frau eine geringere Stellung einräume, als er der ſeinigen ſeither gewährt habe.

Er begann alſo, von ihr Unterwürfigkeit und ſtrenge Erfüllung ſeines Willens zu fordern und ſie mitunter, wenn ſie ſich dagegen auflehnte, ſehr hart zu behandeln.

Die ſtolze theſſaliſche Königstochter, die einſt der Liebling ihres Vaters und der Abgott aller Theſſalier geweſen war, konnte ſich ſchwer darein finden.

Sie beſchloß daher, ſich bei den Göttern ſelbſt Rat zu holen und ſchickte dem pythiſchen Apollo zu Delphi einen goldenen Dreifuß nebſt der Frage: wie ſie es anfangen müſſe, um ſich nicht zu einer bedeutungsloſen Sklavin erniedrigen zu laſſen.

Als die Pythia, auf goldenem Seſſel ſitzend, von den Wolken umwallt, die dem Innern der Erde entſtiegen, den Boten empfing, ſang ſie:

„Dienende Magd des Erſten hat ſich zu fügen dem Herrn."

Als die ſchöne Königin dieſen Spruch erhielt, ſeufzte ſie tief auf, denn ſie legte den Spruch ſo aus, als müſſe ſie dem Könige gleich einer Magd dienen, um nicht ganz ſeine Gunſt zu verſcherzen.

Im zweiten Jahre ihrer Ehe bezwang ſie völlig ihren Stolz, erduldete gelaſſen jede Demütigung und weinte nur, wenn ſie allein war und des ſchönen Daſeins gedachte, das ſie einſt am Hofe ihres Vaters durchlebt hatte.

Dem Könige war das anfangs überraſchend, aber bald ärgerte es ihn, daß ſich ſeine Gemahlin widerſtandslos von ihm leiten laſſe, ohne jemals eigenen Willen zu zeigen.

Da warf er ihr geradezu vor, ſie benehme ſich nicht wie eine Königin, ſondern wie eine gemeine Sklavin.

Der Königin war es, als ſolle ihr Herz brechen, aber bald raffte ſie ſich aus ihrer Verzweiflung auf, ſandte einen noch ſchöneren, goldenen Dreifuß nach Delphi als vorher und ließ fragen: wie es denn komme, daß der Rat des Gottes das Gegenteil von dem bewirkt habe, was ſie erhofft hatte.

Nach einiger Zeit kehrte der Bote mit dem Spruch zurück:

„Magd zu heißen, nicht Magd zu ſein, das beherzige immer."

Nun wußte die Königin, wie ſie daran war.

Sie lernte den Schein zu wahren, als erfülle ſie ſtets freiwillig die leiſeſten Wünſche ihres Mannes und doch nahm ſie wieder ihr ſtolzes, königliches Weſen an.

Und es dauerte nicht lange, ſo fing ſie an, ihren Mann zu beherrſchen und durch ihn das ganze Land Lakedämon.

Die Wünſchelrute.

Es lebte einmal ein Bauer, der war Witwer und hatte eine einzige bildhübſche Tochter.

Dem hatte ſein Großvater einmal erzählt, im dreißigjährigen Kriege habe jener Bauer, der damals auf dem Gehöfte ſaß, mit ſeinen Knechten etliche kaiſerliche Reiter erſchlagen, welche die ganze Kriegskaſſe geleiteten.

Den Wagen mit der darin befindlichen Kriegskaſſe hätten ſie dann auf einem Acker des Gutes vergraben.

Nachher ſeien indes die Kroaten gekommen und hätten den Bauern nebſt ſeinen Knechten erſchlagen, und jetzt kenne niemand mehr die Stelle, an der jener Schatz eingeſcharrt ſei, denn der Bauer habe ſich ſelbſt die Zunge abgebiſſen, um es den Kroaten nicht ausſagen zu können, und die Knechte ſeien vorher ermordet, ehe das Verhör begann.

Der Bauer alſo, der dieſes Geheimnis mit ſich herum trug, war zwar der reichſte in der ganzen Umgegend, aber es ging ihm doch ſehr im Kopfe herum, eine wie ſchöne Sache es ſein müſſe, wenn er zu ſeinem großen Vermögen auch noch dieſe Kriegskaſſe hinzu erwerben könne.

Er erkundigte sich also bei allen alten Schäfern in der ganzen Umgegend, wie man es anfangen müsse, um eine regelrechte Wünschelrute zu erlangen.

Nachdem er durchaus sicher alle Geheimnisse herausgebracht hatte, wartete er geduldig die Neujahrsnacht ab, die zufällig in diesem Jahre mit dem Neumond zusammenfiel.

Eine günstigere Zeit gab es gar nicht, eine Wünschelrute zu schneiden.

Als nun zur Mitternachtsstunde die Burschen im Dorfe schossen und grölten, daß es weithin durch die Nacht hallte, schlich er sich aus seinem abgelegenen Hofe hinaus an den Bach, immer in banger Erwartung, es möge ihm jemand begegnen, der den Zauber breche.

Es glückte ihm jedoch über alles Erwarten.

Weit und breit war kein Mensch zu hören. Sehen konnte man bei der großen Finsternis überhaupt nichts.

Er tastete sich also nach einem ihm bekannten Haselnußstrauche hin und fühlte an allen Zweigen herum, bis er eine Gerte ausgefunden hatte, die sich an der Spitze in drei kleine Zweige teilte.

Diese Gerte schnitt er mit einem neuen Messer ab und ging dann rückwärts, ohne sich umzusehen, wieder nach Hause.

Er fand sich richtig zurecht, ohne den Weg zu verfehlen, oder einem Menschen zu begegnen und begab sich auf seine Kammer, um die Rute unbemerkt fertig zu schnitzen.

Er besaß also jetzt eine Wünschelrute, die auf die rechte Art gebildet war und hoffte, der Schatz sei jetzt schon so gut wie gehoben.

Aber darin täuschte er sich denn doch.

In mancher Nacht schlich er sich mit ihr auf seine Äcker und ließ sie vor sich hertanzen.

Mitunter war es ihm, als neige sie sich, aber wenn er dann nachgrub, so holte er aus den tiefen Löchern doch nichts hervor als Steine und Erde, und solche Schätze lagen überall zur Genüge an der Oberfläche, nach denen brauchte er nicht so tief zu graben.

Nach sehr vielen vergeblichen Versuchen gab er endlich dieses zwecklose und unbequeme Geschäft auf und stellte die Wünschelrute mißmutig in einen Winkel, denn jetzt schien ihm diese ganze Geschichte mit der Kriegskasse nur noch ein leeres Gerede.

Während dieser Zeit verliebte sich die bildhübsche Tochter des Bauern in den Dorfschulmeister.

Die beiden wurden bald mit einander einig, und eines Sonntags nach der Kirche kam denn der Liebhaber auch richtig in einem uralten Frack, mit weißer Halsbinde und einem Cylinderhut von zweifelhafter Form auf das Gehöft und begehrte, allein mit dem Bauern zu reden.

Als er diesem in der guten Stube gegenüber stand, ging er sofort auf sein Ziel los und erklärte dem reichen Bauern geradezu, er verlange von ihm seine Tochter zur Frau.

Der Bauer preßte die Lippen zusammen, ließ den Schulmeister erst zu Ende reden, dann aber riß er plötzlich die Stubenthür auf und in weniger als fünf Sekunden stand der Schulmeister draußen, die Thür jedoch war ihm vor der Nase zugeschlagen.

Nun war aber die Tochter nicht minder hartnäckig, als ihr Vater, und er wurde bald gewahr, daß sie im Punkte der Liebe ganz andere Anschauungen hege, als er.

Er fand von da ab keinen frohen Tag mehr.

Täglich setzte ihm seine Tochter mit Vorwürfen zu, bis er nach Jahr und Tag so mürbe ward, daß er endlich nachgab.

Da wurde denn nach Brauch und Sitte die Hochzeit gefeiert.

Daran ließ der Bauer nichts fehlen, aber er gewährte seiner Tochter weder eine Aussteuer, noch eine Mitgift.

Nur das bekam sie mit, was ihr ohnehin selbst gehörte, dazu den steinigsten und unfruchtbarsten Acker, den der Bauer besaß und endlich zum Hohn die verstaubte Wünschelrute.

Der Schulmeister ließ fünf gerade sein, denn er hatte seine Frau sehr lieb, richtete sich zwar einfach und ärmlich, aber vergnügt ein und kaufte die Aussteuer selbst von seinem eigenen Gelde.

Zuerst hatte er die feste Absicht, die ärgerliche Wünschelrute zu verbrennen, denn diesen heidnischen Gräuel wollte er nicht im Hause dulden, aber die Frau widersetzte sich dem so nachdrücklich, daß er es nicht wagte.

Als einziges Zugeständniß erreichte er, daß er sie mit in die Schulstube nahm und die bösen Buben damit durchwichste.

So war sie doch zu etwas nütze.

Aber die Frau hatte nicht vergessen, was ihr der Vater einst von der vergrabenen Kriegskasse und der Kraft der Wünschelrute erzählt hatte.

Das ließ ihr keine Ruhe, und eines Nachts erhob sie sich, als ihr Mann im tiefsten Schlummer lag, kleidete sich sacht an, schlich in die Schulstube, um die Wünschelrute zu holen und begab sich mit dieser und einem Spaten hinaus auf das freie Feld.

Indessen erwachte der Schulmeister, sah, daß seine Frau verschwunden war und stand sofort auf, um sie zu suchen.

Als er sie jedoch in Haus und Hof nicht fand, da ward ihm ganz erbärmlich zu Mut, denn er meinte, das

dürftige Leben bei ihm habe sie bewogen, bei Nacht und Nebel fortzulaufen und zu ihrem Vater zurückzukehren.

Da setzte er seinen Hut auf, hing den Mantel um und wanderte auf das Gehöft des Bauern zu.

Unterwegs sah er auf jenem Acker, den seine Frau als Brautgabe erhalten hatte, eine Gestalt im Mondenscheine stehen, und als er näher kam, ward er gewahr, daß es seine Frau sei.

„Sollte sie," so dachte er, „in übergroßem Fleiße hinausgegangen sein, um die Steine von diesem öden Felde abzulesen?"

Dann aber fiel ihm die Wünschelrute ein.

„Halt," rief er, „jetzt hab ich's, sie treibt mit dieser verwünschten Gerte heidnischen Zauberspuk. Na wart' — ich will ihr damit einmal ihren Rücken verzaubern."

Spornstreichs lief er zu ihr hin und schrie schon von ferne: „Du ruchloses Weib, wie mochtest Du mir durchbrennen, um hier Satanskünste zu treiben."

Aber als er näher kam, stutzte er und schrie dann laut auf vor Freude, denn neben seiner Frau lag ein großer Haufe blinkender Goldstücke.

Die kaiserliche Kriegskasse war gefunden.

Als das am andern Tage der alte Bauer erfuhr, ärgerte er sich so darüber, nicht selbst den Schatz gehoben zu haben, daß er sich hinlegte und vor Gram und Herzeleid starb.

Da erbte der Schulmeister noch das große Gut dazu, hängte die Schulmeisterei an den Nagel und ward Ökonom.

Die Wünschelrute aber hielt er in Ehren sein Leben lang.

Sein Lied.

Es hatte ein junger Geſell ein Liedlein erſonnen, das ſang er ſeiner Liebſten vor, und ſie lernte es und hatte große Freude daran.

Nun kam es, daß er in die Fremde zog. Da nahm er traurigen Abſchied von ſeinem Schatz, und ſie gelobten ſich ewige Treue.

Er aber wanderte fort und ſuchte das Glück in allen Landen.

Jahr um Jahr verging, aber das Glück fand er nicht, und ſo ward er darüber alt und grau.

Endlich packte ihn das Heimweh, und er pilgerte wieder zur Heimat in das alte, liebe Städtchen, in dem er die ſchöne Jugendzeit verbracht hatte.

Als er abends einzog und der Mond hell in die traulichen Straßen hinein ſchien, da hörte er aus einem offenen Fenſter heraus das Liedlein ſingen, das er einſt erſonnen hatte.

Da blieb er ſtehen, und die hellen Thränen floſſen ihm die Wangen hinab.

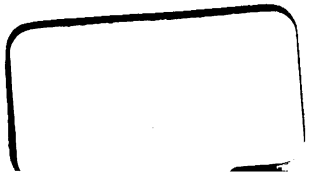
Wie er ſo ſtand und ſann, ſah das alte Weib zum Fenſter hinaus, welches das Lied ſang.

„Wer lehrte Euch das Lied?“ fragte er.

„Ja,“ ſagte ſie, „das war vor langer Zeit, da hat es mir mein Schatz geſungen. Der iſt fortgezogen, und ich harre noch immer, ob er nicht zurückkehrt.“

Da rief er: „Das war ich!“

Und ſie eilte heraus, umarmte ihn, und am nächſten Sonntage war Hochzeit.

Wäreſt du dort geweſen, ſie hätten dich auch mit eingeladen.

MAY 16 1941